

SAVK ASTP  
2023/1

Schweizerisches Archiv  
für Volkskunde  
Archives suisses des  
traditions populaires

Herausgegeben von / Édité par  
Sabine Eggmann, Konrad J. Kuhn

### **Herausgeberteam / Editeurs / Editors**

Dr. Sabine Eggmann

Ass.-Prof. PD Dr. Konrad J. Kuhn

### **Beirat / Comité scientifique / Scientific Board**

Prof. Dr. Regina Bendix (Göttingen)

Prof. Dr. Simona Boscani Leoni (Bern)

Prof. Dr. Moritz Ege (Zürich)

Prof. Dr. Ellen Hertz (Neuchâtel)

Prof. Dr. Timo Heimerdinger (Freiburg i. Br.)

Prof. Dr. Reinhard Johler (Tübingen)

Prof. Dr. Walter Leimgruber (Basel)

Prof. Dr. Andrea Leonardi (Trient)

Prof. Dr. Christine Lötscher (Zürich)

Prof. Dr. Johannes Moser (München)

Prof. Dr. Dorothy Noyes (Columbus, Ohio)

Prof. Dr. Jacques Picard (Basel)

Prof. Dr. Johanna Rolshoven (Graz)

Prof. Dr. Brigitta Schmidt-Lauber (Wien)

Prof. Dr. Friedemann Schmoll (Jena)

Prof. Dr. Bernhard Tschofen (Zürich)

Prof. Dr. Ingrid Tomkowiak (Zürich)

Prof. Dr. Harm-Peer Zimmermann (Zürich)

### **Redaktionskommission / Comité de rédaction / Editorial Board**

Lic. phil. Thomas Antoniotti (Sion)

Dr. Suzanne Chappaz-Wirthner (Sion)

Dr. Meret Fehlmann (Zürich)

Dr. Mischa Gallati (Zürich)

Dr. Sibylle Künzler (Basel)

Dr. Ulrike Langbein (Basel)

Dr. Nikola Langreiter (Kattau)

Grégoire Mayor, MA (Neuchâtel)

Dr. Nicole Peduzzi (Basel)

Dr. Isabelle Raboud-Schüle (Bulle)

Dr. Serge Reubi (Berlin)

Dr. Tobias Scheidegger (Zürich)

**Sabine Eggmann, Konrad J. Kuhn (Hg.)**

**Schweizerisches Archiv für Volkskunde**

Halbjahresschrift im Auftrag der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde  
119. Jahrgang (2023), Heft 1

**Archives suisses des traditions populaires**

Semestriel de la Société suisse des traditions populaires  
119<sup>e</sup> année (2023), n° 1

CHRONOS



Unterstützt durch die Schweizerische Akademie  
der Geistes- und Sozialwissenschaften  
[www.sagw.ch](http://www.sagw.ch)

Die wissenschaftliche Zeitschrift *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* (SAV<sub>k</sub>) ist indiziert im European Reference Index for the Humanities and Social Sciences (ERIH-PLUS), in Scopus und im Arts & Humanities Citation Index (A&HCI). Sie erscheint unter einer Gold-Open-Access-Policy mit einer Creative-Commons-Lizenz CC-BY-NC-ND. Alle Ausgaben des SAV<sub>k</sub> seit 1897 sind zugänglich unter [www.e-periodica.ch](http://www.e-periodica.ch).

La revue scientifique *Archives suisses des traditions populaires* (ASTP) est indexée au European Reference Index for the Humanities and Social Sciences (ERIH-PLUS), dans Scopus et au Arts & Humanities Citation Index (A&HCI). Elle est publiée sous une politique d'accès libre «dorée» avec une licence CC-BY-NC-ND. Tous les numéros des ASTP dès 1897 sont accessibles sur [www.e-periodica.ch](http://www.e-periodica.ch).

© 2023 Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, Basel, [www.volkskunde.ch](http://www.volkskunde.ch)



Chronos Verlag, Zürich, [www.chronos-verlag.ch](http://www.chronos-verlag.ch)

Print: ISBN 978-3-0340-1744-2

E-Book (PDF): DOI 10.33057/chronos.1744

ISSN 0036-794X

# Inhaltsverzeichnis

MORITZ EGE	
Zur Kulturanalyse des Bevormundungsvorwurfs	
Ein Beitrag zur Populärkultur- und Populismusforschung	7
STEFAN GROTH	
Populäre Narrative des Politischen	
Euroskeptizismus aus Sicht der Empirischen Kulturwissenschaft	33
HANNAH KANZ, INGA WILKE	
Kurse als Brennglas. Eine kulturanthropologische Systematisierung	49
OLIVIA FRIGO-CHARLES	
Narrative der Vereinbarkeit	
Väter im Spannungsfeld zwischen Familien- und Erwerbsarbeit	67
SEBASTIAN DÜMLING	
Visiting Borderland, oder: Gesellschaft machen in der nahen Fremde	83
Buchbesprechungen / Comptes rendus des livres	101
AutorInnen	123



# Zur Kulturanalyse des Bevormundungsvorwurfs

## Ein Beitrag zur Populärkultur- und Populismusforschung<sup>1</sup>

MORITZ EGE

### Abstract

Das Aufdecken und Kritisieren von Praktiken der Bevormundung hat Kulturwissenschaftler:innen, die ihre Arbeit als macht- beziehungsweise herrschaftskritisch verstanden, aber auch antiautoritäre politische Bewegungen über lange Zeit hin motiviert und miteinander verbunden. In vielen Institutionen zwischen Bildung, Pflege und Justiz ist die Abkehr von Bevormundung beziehungsweise Paternalismus zum offiziellen, demokratietheoretisch begründeten Ziel avanciert. In den letzten Jahren kommt Bevormundungskritik wiederum auffällig oft von rechter und (rechts)libertärer Seite und hat andere Ziele gefunden. Die Proteste gegen Schutzmassnahmen gegen das Coronavirus oder die Verteidigung klimaschädlicher Konsumpraktiken sind dafür zwei Beispiele unter vielen. In der politischen Öffentlichkeit kursieren derweil Zeitdiagnosen, denen zufolge progressive Kreise durch (moralische) Bevormundung erhebliche Teile der Bevölkerung vor den Kopf stossen und damit auch den Widerstandsgeist, der der Populär- und Populärkultur und dem Alltagsverstand inhärent ist, provozieren, was eine allgemeinere Rechtswende fördere. Um diese Zusammenhänge zu entwirren, fächert der Beitrag verschiedene Aspekte der Bevormundungskritik und ihrer Verwobenheit mit der Populärkultur(forschung), aber auch mit Hegemoniestrategien neoliberaler Intellektueller auf. Er zeigt, dass die genannten Zeitdiagnosen empirisch bislang kaum belegt sind, und skizziert eine kulturanalytische Forschungsagenda, die auf dieses Desiderat reagiert – und der politisch-diskursiven Rekonfigurierung des Populären sowohl alltagsethnografisch als auch ideologiekritisch nachgeht.

*Keywords: Paternalism, tutelage, antipaternalism, protest, populist rhetoric, Covid-19 protests, popular culture, neoliberalism*

*Paternalismus, Paternalismuskritik, Alltagskultur, Protest, Widerständigkeit, Querfront, Coronaproteste, Neoliberalismus*

1 Dieser Artikel ist eine erweiterte Fassung meiner Antrittsvorlesung als Professor für Empirische Kulturwissenschaft/Populäre Kulturen mit Schwerpunkt Alltagskulturen an der Universität Zürich vom 7. 3. 2022.

«And now you do what they told ya»

Als ich im Februar 2022 an einer Demonstration von Covid-Massnahmen-Gegner:innen im schweizerisch-österreichischen Grenzgebiet vorbeikam, fiel mir ein junger Mann auf, der ein braunes Pappschild trug. Mit schwarzer Farbe stand auf diesem Schild geschrieben: «Fuck You I Won't Do What You Tell Me!» Keine subtile Aussage, sondern ein deutliches Bekenntnis zum Trotz gegen behördliche Vorschriften, das sich an dieser Stelle offenkundig auf Masken, Zertifikate, Impfgebote und Ähnliches bezog. Insofern der junge Mann das, wogegen er sich hier wandte, als etwas ansah, das auch zu seinem eigenen gesundheitlichen Schutz intendiert war, handelte es sich um einen Protest gegen «Bevormundung». Dies nicht nur, wie in den letzten Jahren gelegentlich gewitzelt wurde, angesichts der Verpflichtung, ein Stück Stoff vor dem Mund zu tragen, sondern auch im Sinne von weitreichenden Vorschriften, die den Vorschreibenden zufolge im Interesse derjenigen seien, die sie zu befolgen haben.

Zugleich bemühte der Demonstrant mit seinem Schild ein popkulturelles Zitat und lieferte damit ein Beispiel für die Verflechtungen des Populären mit politischem Protest: Der Slogan entspricht einer Zeile eines bekannten Songs der US-amerikanischen Band Rage Against the Machine aus dem Jahr 1992, *Killing in the Name*. Im Song wird dieser Part ganze sechzehnmal wiederholt, vorher heisst es immer wieder «And now you do what they told ya», ergänzt durch «now you're under control». Alles in einem Crescendo von der Feststellung zur empörten Anklage angesichts von so viel Konformität. Die Lyrics dieses Songs handeln von Polizeigewalt und Rassismus im Kontext der Rodney King Riots 1992, die in Los Angeles als Reaktion auf brutale Polizeigewalt gegen einen Afroamerikaner begonnen hatten, und spielen unter anderem auf vermeintliche Ku-Klux-Klan-Sympathien US-amerikanischer Polizisten an.<sup>2</sup> Als ich nun dieses Protestplakat las, erinnerte ich mich daran, wie ich diese Zeilen vor etwa dreissig Jahren selbst bei einem Konzert in der Stuttgarter «Röhre» mitsang (vielleicht auch mitgrölte), wobei ich damals eher nicht wusste, auf die Kritik welcher Verhältnisse der Song im Einzelnen abzielte. Sein Appeal bestand und besteht wohl aber ohnehin weniger in konkreten gesellschaftspolitischen Referenzen als vielmehr darin, wie rabiat das Paket von Text und Rap-Rock-Crossover-Musik «gegen die Autoritäten» angeht. Der Song wurde in den Jahren und Jahrzehnten nach seiner Veröffentlichung jedenfalls zu einem Dauerbrenner auf Demonstrationen und auch bei Partys, wobei sich meiner Beobachtung nach häufig, wenn der Song aufgelegt wurde, ein geschlechtshomogener Männerpulk auf der Tanzfläche versammelte. Mein Klassenkamerad und ich jedenfalls wurden nach dem Konzert vom Elterntaxi abgeholt und nach Hause in die siebzig Kilometer entfernte schwäbische Kleinstadt gefahren – was uns nicht davon abhielt, uns von diesem Song direkt und persönlich gemeint zu fühlen. Jenem Massnahmegegner dürfte es zumindest in letzterer Hinsicht ähnlich gegangen sein.

2 Rage Against the Machine, *Killing in the Name*, Epic Records, 1992.

## Alle gegen die Bevormundung?

Nun empfiehlt es sich nicht, einem einzelnen Plakat, einem Song oder eigenen Jugenderlebnissen vorschnell eine kulturdiagnostische Bedeutung zuzumessen. Statements wie jenes, das sich dieser Demonstrant aufs Plakat schrieb, können aber doch als Indikatoren für ein grösseres Phänomen dienen: für eine allgemeinere Konjunktur von Bevormundungsvorwürfen und -kritik, vor allem gegenüber Staat und Politik, die derzeit in verschiedenen Öffentlichkeiten zu beobachten ist und auf alltags- und populärkulturelle Hintergründe und Haltungen verweist. Diese Konjunktur möchte ich in diesem Beitrag beschreiben und kulturanalytisch kontextualisieren. Auch das ist kein Selbstzweck: Bevormundungskritiken anhand aktueller Kontroversen genauer zu betrachten, die in der Politik, in den sogenannten sozialen Medien und auch bei Demonstrationen vorgetragen werden, erlaubt es, exemplarisch über Zusammenhänge zwischen Alltagskultur (und ihrer Regulierung), Popkultur und politischen Bewegungen und Ideologien im Kontext dessen, was weithin als Populismus gefasst wird, nachzudenken. Und es ermöglicht zugleich, die Frage zu thematisieren, welche Rolle verschiedenen Spielarten des Populären und der Logik der informellen Alltagskultur und ihrer Sprache in diesem Zusammenhang zukommt: Der trotzig und gezielt vulgäre Antibevormundungslogan erinnert uns daran, dass es durchaus Gründe gibt, warum Alltags-, Pop- und Populärkultur seit langer Zeit im Ruf stehen, sich gerade durch die affektive Abwehr gegen «die Obrigkeiten» und «die Macht» zu konstituieren – und nicht zuletzt gegenüber dem Machtausübungsmodus der Bevormundung. Zugleich steht damit eine Beobachtung im Raum, die in letzter Zeit immer wieder gemacht wurde: dass derartige rebellische Gesten zwar weiterhin an politische Oppositionalität gekoppelt sind, die damit verbundene inhaltliche Ausrichtung jedoch weniger eindeutig, wenn überhaupt, im Sinne der Vorstellungen der politischen Linken verläuft, sondern entweder ins rechte Lager verweist – oder auch in Gefilde, die keinem der beiden Seiten so eindeutig zuzuordnen sind.<sup>3</sup>

Bevormundungsvorwürfe scheinen keiner weiteren inhaltlichen Vorstellung zu bedürfen, so prominent waren sie in den letzten mittlerweile drei Corona-

3 Die Annahme, rebellische Gesten seien «früher» generell «links» gewesen, ist in dieser Allgemeinheit sicherlich fragwürdig. Die Abwägungen über den politischen Gehalt subkultureller Ästhetiken und Szenen füllen Bände. Zum geschlechterpolitischen Subtext adoleszent-maskuliner Rebellionsgesten klassisch Press, Joy; Reynolds, Simon: *Sex Revolts, Gender, Rock und Rebellion*, übersetzt von Jan-Niklas Jäger. Mainz 2020. Trotz solcher Abwägungen ist die Beobachtung plausibel, dass in mancher Hinsicht ein qualitativer Wandel beziehungsweise eine Verschiebung nach rechts stattgefunden hat. Wie Maximilian Jablonowski und Christian Elster schreiben, ist wiederum im «emanzipatorisch orientierten [also «linken», M. E.] Pop ... ein Paradigmenwechsel oder ein Wandel der dominanten Gefühlsstruktur zu beobachten»: die alte Emphase des Rebellischen, «der Ekstase und Transgression» weicht in diesem Lager der Popkultur demnach zunehmend «eine[r] Emphase der Achtsamkeit und Regelbefolgung, weil klar wird, dass mit Eskapismus und semiotischen Guerillakämpfen angesichts gegenwärtiger politischer Krisen und existenzieller globaler Bedrohungen in Zeiten des Anthropozäns nichts zu gewinnen ist». Jablonowski, Maximilian; Elster, Christian: *Pop, empirisch\*emphatisch*. Für eine empirisch-kulturwissenschaftliche Popforschung. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 118/2 (2022), S. 7–30.

Jahren. Das gilt auch und gerade für die Schweiz, wo die Massnahmegegner:innen mit besonderem Nachdruck argumentierten, ihr Widerstand gegen staatliche Vorschriften und moralischen Druck sei Teil eines freiheitsliebenden Nationalcharakters und politischen Ethos. Einer Umfrage der Universität Basel unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen zufolge gaben junge Ungeimpfte als Grund für ihre Entscheidung, auf die Impfung zu verzichten, am dritthäufigsten «Protest gegen Bevormundung» an (34 Prozent, bei möglichen Mehrfachnennungen). Sie beriefen sich also nicht nur auf medizinische Gründe, sondern auch auf reflexiv «gesellschaftspolitische», wie die Autor:innen der Studie diese Antwort, die sie als Möglichkeit vorgegeben hatten, einsortierten.

Die generelle Verfügbarkeit und Plausibilität dieses Arguments weist darauf hin, dass der Corona-Konflikt auch ein Kulminationspunkt von Auseinandersetzungen war, in denen ganz ähnliche Argumente und Begriffe kursier(t)en: Zu hören und zu lesen war in den letzten Jahren vielfach von Bevormundung durch geschlechterpolitische Sprachregelungen, durch die Tabuisierung von rassistischen oder als rassistisch empfundenen Wörtern, Texten und Bildern, durch Umweltschutzregularien, durch die Abschaffung von Parkplätzen und die Förderung des Fahrradverkehrs, durch Anreize zur sportlichen Betätigung, Rauchverbote, Lebensmittelkennzeichnungen, Geschwindigkeitsbegrenzungen, Werbeverbote, den Schutz des Baumbestands, die Förderung von vegetarischem Essen in Mensen und Kantinen und vielem anderen mehr.<sup>4</sup> Diese Bevormundungsvorwürfe kommen aktuell eher von liberal-konservativer, rechtsbürgerlicher, von rechtspopulistischer oder offen rechtsradikaler Seite, wie ein Blick in entsprechende Medien und Kampagnen schnell zeigt. Ziel dieser Kritik sind vor allem Regulierungen, die alltägliche Verhaltensweisen *moralisieren*, wofür üblicherweise urbane Mittelschichtsmilieus oder, in der Sprache des Boulevards und des Rechtspopulismus, Linke und «Bevormunder-Grüne» verantwortlich gemacht werden.<sup>5</sup>

Generell «gehört» die Kritik an Bevormundung aber keinem politischen Lager. Ob es um die feministische Tradition und die Emanzipation von der Väter-, Gatten-

4 Diese Beispiele stammen aus einer Schlagwortsuche in der *Neuen Zürcher Zeitung* in der Datenbank Factiva. Darunter sind Berichte, oft über Kampagnen politischer Parteien, aber auch viele kommentierende Texte, teils von professionellen Industrielobbyist:innen, zum Beispiel Föry, Désirée: Finger weg von unseren Tellern. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 24. 3. 2017, Abrufdatum 28. 1. 2022; Fritzsche, Daniel: Würste essen für die Freiheit. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 6. 11. 2017, Abrufdatum 28. 1. 2022; Hudec, Jan: Warum ein Impfwang falsch ist und der Staat trotzdem mehr für die Erhöhung der Impfquote tun sollte. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 20. 8. 2021, Abrufdatum 28. 1. 2022; von Ledebur, Michael: Zürcher Stadtregierung bevormundet die Bevölkerung. Aktion «Brings uf d'Strass». In: *Neue Zürcher Zeitung*, 2. 11. 2021, Abrufdatum 28. 1. 2022; Esfeld, Michael; Kovce, Philipp: Wie hältst du's mit dem Lockdown? Die Wissenschaft darf uns nicht bevormunden – sie steht im Dienst des Menschen. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 29. 1. 2021, Abrufdatum 28. 1. 2022. Herzlicher Dank gilt Julia Weisz, die den Verfasser bei der Recherche von Zeitungsartikeln zum Thema unterstützte. Untersucht wurde die Verwendung des Bevormundungsbegriffs in deutschsprachigen Tageszeitungen wie der *Neuen Zürcher Zeitung* und der *Tageszeitung (taz)*.

5 Zum Begriff der Moralisierung vgl. unter anderem Ege, Moritz: Ethisierung als Diagnose und Vorwurf. Einige Dilemmata der stadethnografischen Forschung heute. In: Jan Lange, Manuel Dieterich (Hg.): *Stadt – Migration – Moral. Analysen zur lokalen Moralisation der Migration*. Tübingen 2022 (Tübinger Vereinigung für Volkskunde 127), S. 167–204.

und Männerherrschaft geht, um regionale und nationale Selbstbestimmung, um die Überwindung von Kolonialismus und Imperialismus, um das Recht auf Säkularismus, um Bürgerrechtsbewegungen von ethnischen Minderheiten, um die Selbstorganisation von Patient:innen, um Kämpfe gegen Zensur und nicht zuletzt auch um die Probleme des Vormundschafts- und Betreuungswesens im technischen Sinn dessen, was heute Kinder- und Erwachsenenschutzrecht heisst:<sup>6</sup> Dringliche Forderungen nach Selbstbestimmung und Autonomie richten sich auf die Überwindung unterschiedlichster Formen der Bevormundung, seien Letztere nun eher staatlicher beziehungsweise institutioneller Natur, wie im Falle des Vormundschaftsrechts (oder des alten Eherechts), oder eher in einer tradiert-habitualisierten Alltagskultur verankert, wie zum Beispiel im Falle bevormundend-sexistischen *«Mansplaining»*. In der europäischen Tradition begleitet die Kritik an Bevormundung seit Aufklärung und Liberalismus die Geschichte moderner Staaten – seit dem versuchten Ausgang des Menschen aus der *«selbstverschuldeten Unmündigkeit»*. Aus dem Komplex Mündigkeit – Bevormundung – Paternalismus gehen Kernmetaphern von Fortschritt, Befreiung und des Politischen überhaupt erst hervor.

Zugleich kommt der Widerständigkeit gegenüber bevormundender Macht und Herrschaft auch eine Schlüsselrolle in gesellschaftskritisch intendierten kultur- und sozialwissenschaftlichen Forschungen zu, die sich, in verschiedenen Spielarten, als Machtanalyse oder Herrschaftskritik begreifen. Michel Foucaults Analyse der *«Pastoralmacht»*, also der Macht, die Institutionen ausüben, die sich als gute Hirten verstehen, gilt nicht zuletzt der Bevormundung und hat eine Reihe von bevormundungskritischen historischen Analysen inspiriert.<sup>7</sup> Auch für Pierre Bourdieu war der kritische Impuls, eine Praxis als bevormundend zu benennen, ein wichtiges Mittel, um die ideologische Verschleierung von Ungleichheit aufzuzeigen: ein *«Wort wie Paternalismus»*, schreibt er, habe *«deshalb eine solch ungeheure Wirkung, weil es alles verdächtig macht, womit das Herrschaftsverhältnis durch ständige Leugnung des Kalküls verschleiert wird»*.<sup>8</sup> Auch wenn sich diese klassischen Theoretiker hinsichtlich ihrer Macht- und Widerstandstheorien erheblich unterscheiden, gingen beide davon aus, dass Bevormundung aufseiten der Bevormundeten Widerstände erzeugt. Die Alltagskultur selbst, in der diese Widerstände zum Tragen kommen, und die kritische Forschung, die diese Widerstände auch in ihren weniger offensichtlichen Formen entziffert, stehen damit in einem engen Bezugsverhältnis. In der empirischen Kulturwissenschaft, den Cultural Studies, der historischen Anthropologie und der Ethnologie blieb die These einer gegenüber direkter Machtausübung und auch gegenüber Bevormundungen gewis-

6 Vgl. dazu die Arbeiten der Forschungsgruppe um Béatrice Ziegler, Gisela Hauss und Mischa Gallati, die den Wandel des Vormundschaftsrechts und der damit einhergehenden institutionellen Praktiken mit dem Wandel von Machttechnologien im Foucault'schen Sinne in Verbindung gesetzt hat: Gallati, Mischa: *Entmündigt. Vormundschaft in der Stadt Bern, 1920–1950*. Zürich 2015 (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur 21); Hauss, Gisela et al.: *Eingriffe ins Leben. Fürsorge und Eugenik in zwei Schweizer Städten (1920–1950)*. Zürich 2012.

7 Ob die verschwörungstheoretische Rede von den *«Schlafschafen»*, die dem herrschenden System und seinen Medien blind folgen, foucaultianisch und pastoralmachtkritisch inspiriert ist?

8 Bourdieu, Pierre: *Was heisst sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches*. Wien 2005, S. 132.

sermassen essenziell widerständigen oder zumindest widersetzlichen Volks- oder Popularkultur («popular culture») zwar umstritten, übt(e) aber doch erheblichen Einfluss aus; Bernd Jürgen Warneken zufolge macht sie sogar eines der Leitmotive dieser Forschungstraditionen aus.<sup>9</sup>

In der liberalen Tradition der politischen Theorie wiederum, auf die sich heutige Bevormundungskritiker:innen sehr viel häufiger beziehen als auf eine kritisch-kulturwissenschaftliche, ist der Bezugspunkt für eine systematische philosophische Problematisierung von Bevormundung üblicherweise John Stuart Mill. Seine und die meisten späteren Definitionen von Bevormundung (im englischen Original «paternalism») umfassen drei Bestandteile, nämlich 1. die aktive Einschränkung der (Handlungs-)Freiheit einer Person oder eines Kollektivs, die 2. *gegen* den Willen der dadurch eingeschränkten Person vonstattengeht, sowie 3. die Auffassung der Bevormundenden, ihre Vorgehensweise diene letztlich dem Wohl der bevormundeten Person.<sup>10</sup>

Die Liste dessen, was aus dieser Tradition heraus konkret als Bevormundung etikettiert und abgelehnt wurde und heute nur noch von wenigen als solche angesehen wird, ist jedenfalls beeindruckend: Im frühen und mittleren 19. Jahrhundert bekämpften Frühliberale die Einführung von Arbeitsschutz, Kinderarbeitsverboten und verlängerter Schulpflicht, weil diese die freien Vertragspartner:innen bevormunden würden. Das Gleiche galt für obligatorische Krankenversicherungen.<sup>11</sup> Später richtete sich (Bevormundungs-)Kritik von liberaler und libertärer Seite zum Beispiel gegen die Einführung einer Gurtpflicht im Auto, gegen die Helmpflicht auf dem Motorrad, die Abschaffung der Glühbirne und vieles Weitere mehr. Die frühliberale Kritik der Regulierung von Wirtschaftstätigkeit als Bevormundung lebte international mit dem Neoliberalismus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wieder auf; Theoretiker wie Milton Friedman und James Buchanan haben sich nicht zuletzt als Theoretiker des Paternalismus und seiner Probleme verstanden. Das hinderte sie freilich nicht daran, Diktaturen zu unterstützen, solange diese die wirtschaftsbürgerlichen Freiheiten nicht infrage stellten, und genuin patriarchale kulturelle (Familien-)Verhältnisse zu propagieren – was darauf hinweist, dass sie die Bevormundung mancher Subjekte als deutlich problematischer charakterisieren als die anderer.<sup>12</sup> Aus poststrukturalistischer, feministischer und postkolonialer Sicht wurde Bevormundung ebenfalls vielfach kritisiert. Allerdings wenden sich

9 Warneken, Bernd Jürgen: Die Ethnographie populärer Kulturen. Wien etc. 2006.

10 Mill, John Stuart: On Liberty. Cambridge, New York 2013; Coons, Christian; Weber, Michael: Introduction. Paternalism – Issues and Trends. In: dies. (Hg.): Paternalism. Theory and Practice. Cambridge 2013, S. 1–24.

11 Dazu weiterhin Braun, Rudolf: Sozialer und kultureller Wandel in einem ländlichen Industriegebiet (Zürcher Oberland) unter Einwirkung des Maschinen- und Fabrikwesens im 19. und 20. Jahrhundert. Erlenbach-Zürich 1965 (Industrialisierung und Volksleben 2); Braun, Rudolf: Industrialisierung und Volksleben. Veränderungen der Lebensformen unter Einwirkung der verlagsindustriellen Heimarbeit in einem ländlichen Industriegebiet (Zürcher Oberland) vor 1800 (1960). Göttingen 1979. Braun vergleicht den Bevormundungscharakter von Fabrikverfassungen im 19. Jahrhundert bemerkenswerterweise mit kolonialen Verhältnissen (S. 150).

12 Friedman, Milton: Capitalism and Freedom (1962). Chicago 2002; Buchanan, James M.: Afraid to Be Free. Dependency as Desideratum. In: Public Choice 124/1–2 (2005), S. 19–31; Plehwe, Dieter; Slo-

innerhalb dieser Theoriestränge viele Autor:innen – im Unterschied zur liberalen Tradition – tendenziell dagegen, die regulative Fiktion eines rundum freien (und explizit oder implizit meist als männlich und weiss gedachten) Subjekts, das von niemandem abhängig sei, zur Grundlage einer normativen politischen Anthropologie zu machen.

In aktuellen moral- und rechtsphilosophischen Diskussionen bleibt – nicht zuletzt entlang politischer Linien – umstritten, inwiefern Bevormundung («paternalism» oder auch «tutelage») *immer* derart von Übel ist, wie radikale Libertäre und manche Liberale behaupten, und inwiefern der Begriff in unserem alltäglichen Sprachgebrauch damit notwendig normativ-kritischen Charakter hat.<sup>13</sup> Auch die Definitionen selbst bleiben im Detail meist kontrovers. So argumentieren manche Autor:innen, jenes vermeintliche Wohl der Bevormundeten ziele in der Praxis aus Sicht der Bevormundenden häufig nicht nur auf den Schutz von deren lebenspraktischem Wohlergehen ab, sondern auch oder sogar vorrangig auf ihren «moralischen Charakter». Deshalb müsse von «moralischer Bevormundung» gesprochen werden, über deren Legitimität dann ebenfalls gestritten wird.<sup>14</sup> Normative Diskussionen über legitime und illegitime Formen von Bevormundung sind jedenfalls weit fortgeschritten und ausdifferenziert, sowohl begrifflich-theoretisch als auch in Bezug auf die Reflexion der Handlungs- und Berufsethik in einer Reihe von Praxisfeldern, in denen besondere Risiken bestehen, andere zu bevormunden – von der Medizin und Krankenpflege über die politische Bildung, die soziale Arbeit bis hin zur politischen Kommunikation.<sup>15</sup> Dazu kommen seit einiger Zeit Impulse von Verhaltensökonom:innen und Psycholog:innen, die unbewusste Beeinflussung («nudging») als «libertären Paternalismus» propagieren.<sup>16</sup> Im politischen Handgemein wird der Begriff aber weiterhin meist als absolute Kategorie verwendet: Was bevormundend ist, ist abzulehnen. Diese Sicht legen Bevormundungsvorwürfe hier rhetorisch meist nahe. Zugleich versuchen sie, ambivalente Phänomene möglichst eindeutig dem negativ konnotierten Bevormundungsbegriff zuzuordnen.

Längerfristige Kontinuitäten und Konfliktlagerungen spielen in diesen Strängen der gesellschaftlichen Debatten um Bevormundung offenkundig eine zentrale Rolle. Zugleich ist speziell die *heutige* kulturell-politische Situation, die «present conjuncture», dadurch charakterisiert, dass besondere Verwirrung und besonders

bodian, Quinn; Mirowski, Philip (Hg.): *Nine Lives of Neoliberalism*. Brooklyn 2020; Cooper, Melissa: *Family Values. Between Neoliberalism and the New Social Conservatism*. New York 2017.

13 Coons/Weber (Anm. 10).

14 Scoccia, Danny: *Moral Paternalism, Virtue, and Autonomy*. In: *Australasian Journal of Philosophy* 78/1 (2000), S. 53–71.

15 Zum Beispiel Stettner, Ute: *Kann helfen unmoralisch sein? Der Paternalismus als ethisches Problem in der sozialen Arbeit, seine Begründung und Rechtfertigung*. Graz 2007; Mührel, Eric; Birgmeier, Bernd (Hg.): *Theoriebildung in der Sozialen Arbeit. Entwicklungen in der Sozialpädagogik und der Sozialarbeitswissenschaft*. Wiesbaden 2011 (*Soziale Arbeit in Theorie und Wissenschaft*).

16 Thaler, Richard H.; Sunstein, Cass R.: *Libertarian Paternalism*. In: *The American Economic Review* 93/2 (2003), S. 175–179; John, Peter; Smith, Graham; Stoker, Gerry: *Nudge Nudge, Think Think. Two Strategies for Changing Civic Behaviour*. In: *The Political Quarterly* 80/3 (2009), S. 361–370; Kunzendorf, Friederike Simone: *Gelenkter Wille. Das Nudging-Konzept zwischen Selbstbestimmungsfreiheit und Rechtsstaatsprinzip*. Tübingen 2021 (*Beiträge zu normativen Grundlagen der Gesellschaft* 6).

wenig Konsens über das (richtige) Verhältnis von alltäglicher Lebensführung und ihrer Regulierung in den Modi von Ethik beziehungsweise Moral und Politik bestehe, wie unter anderen der Kulturwissenschaftler Lawrence Grossberg konstatierte.<sup>17</sup> Die weithin resonante Kritik von Bevormundung in Alltagsbelangen ist ein Element dieser Konstellation, in der die richtige Trennlinie zwischen «blosser» Moral (sei sie partikular oder allgemein verpflichtend), politischer Aushandlung und rechtlicher Regulierung immer wieder neu vermessen und verhandelt wird. Im Zuge dessen wird, wie ich zeigen möchte, auch dem Populären und dem Widerständigen darin neue Bedeutung zugeschrieben. Um diese Konstellation und die Rolle, die Bevormundungskritiken darin spielen, näher zu beleuchten, zieht der nächste Abschnitt wissenschaftliche und publizistische Zeitdiagnosen zurate und zeigt, wie deren Autor:innen Bevormundungskritiken einsetzen – zu benennbaren politischen Zwecken.

### Bevormundungskritiken als Erklärungen der populistischen Welle

In den Vielfachkrisen des letzten Jahrzehnts, angesichts der Erfolge des Rechtspopulismus, des Brexits und der Präsidentschaft Trump in den USA, entstand eine besondere Nachfrage nach Erklärungen für die offen zutage liegende Krise der liberalen Demokratien. Einige Autor:innen aus den Sozial- und Kulturwissenschaften standen rasch mit Erklärungsversuchen parat. Im deutschsprachigen Raum avancierte der französische Soziologe Didier Eribon mit seiner Autobiografie – die einige Jahre verspätet, aber damit gewissermassen zum richtigen Zeitpunkt in einer Übersetzung erschien – zum Mann der Stunde: Er beschrieb vor allem die zunehmende Hinwendung von Menschen aus seinem proletarischen Herkunftsmilieu zur radikalen Rechten als Prozess der Entfremdung von der politischen Linken und ihren Institutionen, die diese Menschen immer weniger repräsentiert habe.<sup>18</sup> Schnell folgte eine Reihe Bücher mit verwandten Thesen; Mutmassungen über die kulturell-politischen Effekte von vermuteten Bevormundungen breiter – vor allem unterer – Schichten der Bevölkerung durch bessergestellte Kreise spielten in vie-

17 Grossberg, Lawrence: *Under the Cover of Chaos. Trump and the Battle for the American Right*. London 2018.

18 Eribon, Didier: *Rückkehr nach Reims*. Berlin 2016; Kilb, Andreas; Siemons, Mark: Interview mit Didier Eribon. Wir erleben eine Art Aufstand der unteren Schichten. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 30. 9. 2018, [www.faz.net/1.5813024](http://www.faz.net/1.5813024), Abrufdatum 1. 2. 2022. Freilich erschöpfen sich Wähler:innenschaft und Basis rechtspopulistischer und rechtsradikaler Parteien keinesfalls in diesen Milieus. Zur Forschungssituation im Fach prononciert kritisch Warneken, Bernd Jürgen: Rechts liegen lassen? Über das europäisch-ethnologische Desinteresse an der Lebenssituation nichtmigrantischer Unter- und Mittelschichten. In: Timo Heimerdinger, Marion Näser-Lather (Hg.): *Wie kann man nur dazu forschen? Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie*. Wien 2019 (Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde 29), S. 117–130. Zum Komplex der Autobiografien vgl. auch Wietschorke, Jens: *What's the Matter with Fergus Falls? Reisen ins Herz der politischen Rechten*. In: *Merkur* 844 (2019), S. 76–84; Wietschorke, Jens: *Kulturelle Spaltung als Narrativ. Zur Politik und Poetik des Cultural Cleavage*. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 116/1 (2020), S. 21–35; Blome, Eva: *Rückkehr zur Herkunft*. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 94/4 (2020), S. 541–571.

len von ihnen eine zentrale Rolle. Ein Interview des Deutschlandfunks mit der Soziologin Cornelia Koppetsch aus dem Jahr 2019 illustriert diese Dynamik. Der Journalist leitet ein:

«Scholl: Einen Satz habe ich mir hier aus Ihrem Buch raus- und hinter die Ohren geschrieben gewissermassen: *Der Liberalismus verteidigt somit nicht mehr Minderheiten gegen Mehrheiten, vielmehr sind es Minderheiten, Politiker, Journalisten, Banker, Hochschullehrer, Gewerkschaftsführer, die Mehrheiten erklären, was das Beste für sie sei.*» Entsteht so der Groll, der Zorn?

Koppetsch: Das ist auf jeden Fall ein zentraler Grund. Und der Liberalismus [im Kontext: Linksliberalismus, Anm. M. E.] oder diejenigen, die ihn vertreten, meinen das eigentlich auch gar nicht böse: Sie sind aufrichtig überzeugt, dass es für alle gut ist, sich vegetarisch zu ernähren, keine Dieselfahrzeuge zu fahren, die Umwelt nicht zu verschmutzen, an das Klima zu denken und andere Menschen nicht auszugrenzen – nur unterstellen sie, dass andere Menschen eben unter ähnlichen Bedingungen leben wie sie selbst, und das ist eben nicht richtig.

Wir haben eben in anderen Milieus wie beispielsweise in ländlichen Regionen, im Ruhrgebiet oder in Ostdeutschland ganz andere gesellschaftliche Bedingungen, da brauchen wir eben ein Fahrzeug, und das kann vielleicht ein Diesel-Mercedes sein, der ist aber unabdingbar.

Oft sind es Menschen, die eben nicht mehr so eine weite Zukunft haben, dass sie die Klimaverschmutzung als das Hauptproblem betrachten. Und sie sind auch darüber erbost, dass man ihnen jetzt vorschreiben soll, dass sie kein Fleisch mehr essen sollen und dass sie sich gesundheitsbewusst ernähren. Das ist für sie eine Bevormundung.»<sup>19</sup>

Das Interview versammelt die üblichen Topoi dieser Diskussion. In eine ähnliche Kerbe schlagen in den letzten Jahren auch Bücher von Bernd Stegemann, Saha Wagenknecht und anderer politischer Publizist:innen.<sup>20</sup> Stegemann spricht beispielsweise von einem «neuen Ressentiment», das sich heute «vor allem gegen den Dünkel der liberalen Klassen und ihre moralische Bevormundung» richte. Das Koppetsch-Interview weist eine reflexive, relationale Dynamik auf, die ebenfalls typisch für diesen Diskurs ist: Die Sorge des Journalisten und der Soziologin gilt nicht zuletzt den Beziehungen der «anderen Milieus» zu den (städtischen) Mittelschichten, zu denen sich Interviewer und Interviewte selbst zählen. Letztere werden jetzt – und das ist durchaus bemerkenswert – pauschal für die Fehlent-

19 Koppetsch, Cornelia; Scholl, Joachim: «Gesellschaft des Zorns». Warum Rechtspopulisten so erfolgreich sind. Deutschlandfunk Kultur, Sendungen & Podcasts, 3. 7. 2019, [www.deutschlandfunkkultur.de/cornelia-koppetsch-gesellschaft-des-zorns-warum-100.html](http://www.deutschlandfunkkultur.de/cornelia-koppetsch-gesellschaft-des-zorns-warum-100.html), 24. 8. 2022.

20 Stegemann, Bernd: Das Gespenst des Populismus. Ein Essay zur politischen Dramaturgie. Berlin 2017; Stegemann, Bernd: Die Moralfalle. Für eine Befreiung linker Politik. Berlin 2018; Wagenknecht, Saha: Die Selbstgerechten, mein Gegenprogramm – für Gemeinwohl und Zusammenhalt. Frankfurt am Main, New York 2021. Stegemann spricht beispielsweise von einem «neuen Ressentiment», das sich heute «vor allem gegen den Dünkel der liberalen Klassen und ihre moralische Bevormundung» richte (S. 66). Der Liberalismusbegriff bleibt hier wie insgesamt bemerkenswert unterbestimmt. Ähnliche Zeitdiagnosen kamen in den letzten Jahren von Autor:innen wie Wolfgang Streeck, Wolfgang Merkel, Dirk Jörke und Ruud Koopmans.

wicklungen verantwortlich gemacht, die sie beklagen («das hab' ich mir aus dem Buch raus und hinter die Ohren geschrieben»): Sichtbar wird hier ein geradezu masochistisches Mainstreaming milieusozilogischer Reflexivität aufseiten von Vertreter:innen der intellektuellen Mittelschichten.

Mir geht es an dieser Stelle nicht darum, diese Milieus zu ent- oder zu belasten; manches an den Problembeschreibungen ist phänomenologisch plausibel, kritische Reflexionen der Rolle der Mittelschichten und Forschungen darüber sind sinnvoll und geboten.<sup>21</sup> Dennoch verdienen solche Aussagen eine genauere Überprüfung. So fällt auf, dass die Problemdiagnose, die Koppetsch vorträgt, in einer Weise zugespitzt ist, die sie zur Polemik geraten lässt – staatliche Fleischkonsumverbote existieren nicht, Dieselmotoren werden zumindest aktuell noch produziert und so weiter.<sup>22</sup> Darüber hinaus irritiert hinsichtlich der behaupteten Zusammenhänge, sozialwissenschaftlich betrachtet, welches Mass an Erklärungskraft Koppetsch und andere der Bevormundung oder, genauer gesagt, einer behaupteten Bevormundungserfahrung zuschreiben. Dies lässt sich auch als Irritation darüber fassen, in welchem Masse wir es hier insgesamt – vor allem in populären Diskursen – mit dezidiert kulturellen oder auch kulturalistischen Erklärungsansätzen der politischen Lage zu tun haben beziehungsweise mit Erklärungen, die kulturelle und kollektiv-psychologische Ursachen und Hintergründe als massgeblich für politische Entwicklungen anführen. Auf die eine oder andere Weise liegt diesen Analysen ein Modell zugrunde, in dem politische Einstellungen und ihre Wandlungen in erster Linie auf Erfahrungen zurückgehen, die Menschen – kollektiv – in der Alltagserfahrung mit anderen sozialen Gruppen und mit dem Staat machen, zum Beispiel eben mit Bevormundungserfahrungen. Diese prägten demnach ihren Alltagsverstand und in der Folge ihre politischen Haltungen – im Sinne eines Reaktanzeffekts.<sup>23</sup> Auf den ersten Blick mag das eine Herangehensweise sein, die bei Kulturwissenschaftler:innen Gefallen findet: Sollte eine derartige Prominenz des Kulturellen, Alltäglichen und Affektiven der empirischen Kulturwissenschaft (EKW) nicht sehr gelegen kommen? Sind es nicht gerade (wir), die das Kulturelle auch explanativ stärker ins öffentliche Bewusstsein rücken wollen?

- 21 Im Fach zuletzt unter anderem Koch, Gertraud; Warneken, Bernd Jürgen: Sozialbeziehungen zwischen Arm und Reich. In: *Hamburger Journal für Kulturanthropologie* 6 (2017), S. 3–10; Groth, Stefan: Optimierung bis zur Mitte. Selbstoptimierung als Konstellation und relationale Subjektivierung. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* LXXIII/122/1 (2019), S. 29–56; Moser, Johannes; Egger, Simone (Hg.): *The Vulnerable Middle Class? Strategies of Housing in Prospering Cities*. München 2019 (Münchner ethnographische Schriften 29).
- 22 Entsprechende «Aufreger» handelten zuletzt auch vom Speiseangebot in Kantinen und Mensen und von möglichen Vorschriften auf dieser Ebene. Viele Beiträge scheinen sich zwischen spielerischem Übermut und völliger Verstiegenheit zu bewegen, wenn zum Beispiel der ehemalige deutsche Bundeskanzler Gerhard Schröder, ein Virtuose auf der Klaviatur identitärer Themen, die Currywurst als «Kraftriegel der Facharbeiterin und des Facharbeiters» titulierte, nachdem sie in einer (!) VW-Kantine verschwinden sollte. Ohne Autor:in: «Kraftriegel der Facharbeiter». Gerhard Schröder empört über Currywurst-Aus bei VW. In: *ntv*, 11. 8. 2021, [www.n-tv.de/panorama/Gerhard-Schroeder-empoert-ueber-Currywurst-Aus-bei-VW-article22735323.html](http://www.n-tv.de/panorama/Gerhard-Schroeder-empoert-ueber-Currywurst-Aus-bei-VW-article22735323.html), Abrufdatum 1. 2. 2022.
- 23 Mau, Steffen; Lux, Thomas; Gülzau, Fabian: Die drei Arenen der neuen Ungleichheitskonflikte. Eine sozialstrukturelle Positionsbestimmung der Einstellungen zu Umverteilung, Migration und sexueller Diversität. In: *Berliner Journal für Soziologie* 30 (2020), S. 317–346, hier S. 322.

Tatsächlich kann und soll die ethnografische Alltagskulturforschung Substantielles zur Aufklärung solcher Zusammenhänge beitragen. Eine völlige Tabuisierung jeglicher kultureller Erklärungen, wie sie im Fach – und stärker noch in der Sozialanthropologie – gelegentlich gefordert wurde, scheint mir übertrieben. Dennoch ist auf diese Fragen nur mit zwei grossen Einschränkungen positiv zu antworten: Erstens fungiert Kultur aus guten Gründen nicht als universelle Erklärinstanz. Die EKW behauptet eben gerade nicht, «das Kulturelle» würde andere Bereiche von Politik und Gesellschaft in allen Fällen kausal entscheidend beeinflussen und entsprechend erklärbar machen; vielmehr zeigt sie unterschiedlichste Zusammenhänge auf – auch solche, in denen zum Beispiel kulturelle Stimmungen eher Effekte politisch-ökonomischer Wandlungsprozesse sind, dann aber eigene Dynamiken herausbilden.<sup>24</sup> Gerade die Kulturwissenschaften warnen schon lange vor den Gefahren eines «Kulturalismus»,<sup>25</sup> nicht nur im Zusammenhang von Migration und Ethnizität.<sup>26</sup> Zweitens haben die oben zitierten Erklärungsversuche ein einfaches Problem: Es fehlt ihnen, speziell mit Blick auf die Bevormundungsthematik, weithin an empirischen Belegen, zumindest dann, wenn von der Weltwahrnehmung «der Vielen» die Rede ist. Wissen wir denn wirklich, wer sich von wem durch was bevormundet fühlt und daraus welche Schlussfolgerungen zieht? Und worauf sich das jeweils gründet? Ob es zum Beispiel in stärkerem Masse Männer in ländlichen Regionen sind als Unternehmensberaterinnen in wohlhabenden städtischen Vororten, die sich tatsächlich über Bevormundung beschwerten?<sup>27</sup> Woher meinen wir das zu wissen? Die zitierten «Debattenbeiträge», auch die sozialwissenschaftlichen, bleiben diese Antworten schuldig.

## Auf der Suche nach dem grossen Zusammenhang: Ethnografie der Kulturen sozialer Ungleichheit

Welche Perspektive hat die empirische Kulturwissenschaft als Alltags- und Populärkulturforschung nun auf kulturelle und moralische Bevormundung und auf die Klagen darüber anzubieten, und was kann sie damit – hoffentlich exemplarisch – zu einem besseren Verständnis der Zusammenhänge zwischen diesen Phänomenen und anderen Aspekten der gegenwärtigen gesellschaftspolitischen Konstellation beitragen? Im Folgenden möchte ich eine zweiteilige Antwort auf diese Frage skizzieren: Der erste Teil befragt empirische Studien nach ihrem Er-

24 Jeremy Gilbert hat zu Recht darauf hingewiesen, dass für die Cultural Studies entgegen landläufigen Annahmen mitnichten charakteristisch sei, dass sie kulturelle Erklärungen bevorzugen. Gilbert, Jeremy: Das Kulturelle in politischen Konjunkturen. In: Zeitschrift für Kulturwissenschaften 2 (2019), S. 104–114, 128–136.

25 Kaschuba, Wolfgang: Kulturalismus. Vom Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs. In: Zeitschrift für Volkskunde 91 (1995), S. 27–46.

26 Bemerkenswert bleibt die positivere Verwendung von «culturalist», auch als Selbstzuschreibung, in Teilen der Cultural Studies – auch als Erinnerung an progressive Varianten der Betonung des Kulturellen, nicht im Sinne klar abgegrenzter ethnischer Einheiten.

27 Diese Sprecherposition ist beispielsweise in den NZZ-Kommentaren häufiger zu finden.

klärungspotenzial bezüglich der hier diskutierten Fragen. Der zweite Teil nimmt dann mithilfe dreier punktueller Vertiefungen beziehungsweise Problematisierungen, die meines Erachtens für künftige Forschungen relevant sind, den reflexiven Charakter des Phänomens Bevormundung und Bevormundungskritik in den Blick. Dieser Reflexivität gilt es analytisch gerecht zu werden.

Generell besteht eine Stärke der EKW darin, in besonderem Masse den Praktiken und Wahrnehmungsweisen, Einstellungen und Stimmungen der *informellen* Kultur nachzugehen, die sonst eher nicht im Lichte der Öffentlichkeit stehen.<sup>28</sup> Kulturanalyse in der ethnografischen Tradition lässt sich vor diesem Hintergrund als Forschungspraxis begreifen, die kulturelle Prozesse und insbesondere die Logik, den Status und die Effekte informeller Kulturen innerhalb gesellschaftspolitischer Konstellationen beleuchtet. Der Alltagsverstand entspricht dem diesen Kulturen inhärenten Wissen.<sup>29</sup> Populäre Kulturen («popular cultures») verstehe ich dann als die heterogene Gesamtheit von ästhetischer Popkultur, zum Beispiel von Songs wie dem eingangs zitierten, und von Populärkultur, den Lebens- und Wahrnehmungsweisen breiter sozialer Schichten, in all ihrer Unterschiedlichkeit. Letztere ist in weiten Teilen eine informelle Kultur beziehungsweise eine Kultur der (auch stilisierten) Informalität.<sup>30</sup> Dabei bildet die Populärkultur in keiner dieser Bedeutungen eine eigene Welt, die von der restlichen Semiosphäre oder der «Logik der Praxis», die auch von Institutionen strukturiert wird, abgeschottet wäre. Sie ist auch – in immer erst empirisch zu bestimmendem Masse – geprägt von den «politischen und öffentlichen Diskurse[n], durch die die Wirklichkeit der sich wandelnden europäischen Gesellschaften konstruiert wird».<sup>31</sup> Deshalb kann und soll sich Alltagskulturfor-schung *auch* mit solchen Diskursen und den in ihnen zirkulierenden Begriffen befassen – etwa dem der Bevormundung –, ohne aber deren Relevanz und ihre Bedeutungsfacetten *nur* aus solchen öffentlichen Diskursen herzuleiten. Stattdessen gilt es, ihre lebensweltlich-informellen Valenzen kontextsensibel zu erfassen.

Was nun die informelle und lebensweltliche Seite betrifft, so sollte die empirische Kulturwissenschaft – allgemeiner gesagt eine interdisziplinäre ethnografische Alltagskulturfor-schung – generell gut positioniert sein, um die Fragen zu beantworten, die die zitierten Zeitdiagnosen aufwerfen: Wie es also um die tatsächliche Verbreitung und Relevanz der Bevormundungskritik auch *unterhalb* der Schwelle politischer Artikulationen in verschiedenen Milieus stand und steht und was dies wiederum mit den Machtverhältnissen, Ungleichheiten und Anerkennungskämpfen zwischen ihnen zu tun hat. Das hat nicht zuletzt methodische Gründe: Forschungen in dieser Tradition fragen nicht nur *Einstellungen* ab, deren

28 Zu Kulturen der Informalität klassisch Willis, Paul: Spass am Widerstand. Gegenkultur in der ArbeiterW schule. Frankfurt am Main 1982.

29 Sutter, Ove: Alltagsverstand. Zu einem hegemonietheoretischen Verständnis alltäglicher Sichtweisen und Deutungen. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 1–2 (2016), S. 42–70.

30 In diesem Sinn weiterhin insbesondere Warneken (Anm. 9).

31 Niedermüller, Peter: Europäische Ethnologie. Deutungen, Optionen, Alternativen. In: Konrad Köstlin, Peter Niedermüller, Herbert Nikitsch (Hg.): Die Wende als Wende? Orientierungen Europäischer Ethnologien nach 1989. Wien 2002 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien 23), S. 27–62, hier S. 49.

Eindeutigkeit ohnehin oft nur behauptet wird, sondern begleiten Menschen in ihren sozialen Umfeldern über längere Zeit hinweg und registrieren auf diesem Wege auch Haltungen, Routinen, Stimmungen und Affekte, die schwer zu verbalisieren sind. Sie erheben damit sowohl, was Menschen sagen und fühlen, als auch, was sie tun und was das eine mit dem anderen zu tun hat – oder eben auch nicht.<sup>32</sup> Zum anderen interessieren sie sich in besonderem Masse für die Lebens- und Wahrnehmungsweisen breiter Bevölkerungsschichten jenseits der Eliten, für die Welt «der Vielen», wie Arnold Niederer diese Ausrichtung in den 1970er-Jahren auf den Punkt brachte – mit einer Formulierung, die sich als wegweisend erwiesen hat.<sup>33</sup>

Tatsächlich findet sich in klassischen und auch in neueren Studien der ethnografischen Alltagskulturforchung eine Fülle von Belegen für Verletzungen angesichts von Herabsetzungen durch «Bessergestellte». Solche Verletzungen und damit verbundene Ressentiments, die jeweils klassen-, milieu- und regionenspezifische Komponenten haben, aber auch eine spezifische Geschlechterpolitik, sind über verschiedenste konkrete Situationen und Kontexte hinweg dokumentiert. Dazu zählen zum Beispiel US-amerikanische Klassiker über die «hidden injuries of class» aus den 1970er-Jahren oder die Dorfstudien der Tübinger Schule aus der gleichen Zeit. Zu nennen sind Pierre Bourdieus Studien über die «Abstoßungskräfte» zwischen sozialen Milieus und kulturelle Modi von Dominanz und Herrschaft, in denen dem Paternalismus, wie bereits erwähnt, besondere Bedeutung zukommt, aber auch die Fortführungen dieser Forschungen in Österreich, Deutschland und der Schweiz. Relevant sind Studien aus der deutschen und britischen Soziologie über Scham, Beschämung, Status und Klasse sowie ethnografische Forschungen über den Arbeitsalltag und Konflikte mit Vorgesetzten, über «Ausgrenzung mit Stil», über das Erzählen über Arbeitslosigkeit und die eigene Prekarität. Auch regionale Zurücksetzungserfahrungen sind immer wieder ethnografisch beleuchtet worden.<sup>34</sup>

32 In diesem Sinn wurde die Feldforschung von Bronislaw Malinowski konzipiert – keine unbedenkliche, aber eine inhaltlich schwer vermeidbare Referenz. Zur Ethnografie als interdisziplinärer Methode soziologisch Breidenstein, Georg et al.: Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung. München 2020 (2013).

33 Niederer, Arnold: Kultur im Erdgeschoss. Der Alltag aus der neuen Sicht des Volkskundlers. In: Schweizer Monatshefte 55/6 (1975), S. 461–467, hier S. 462.

34 Vgl. Sennett, Richard; Cobb, Jonathan: The Hidden Injuries of Class. Cambridge 1977; Ilien, Albert; Jeggle, Utz: Leben auf dem Dorf. Zur Sozialgeschichte des Dorfes und zur Sozialpsychologie seiner Bewohner. Opladen 1978; Jeggle, Utz: Kiebingen – eine Heimatgeschichte. Zum Prozess der Zivilisation in einem schwäbischen Dorf. Tübingen 1977; Bourdieu (Anm. 8); Bourdieu, Pierre: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz 2008 (Edition Discours 9), aber auch die Fortführungen dieser Forschungen in Österreich, Deutschland und der Schweiz: Neckel, Sighard: Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit. Frankfurt am Main, New York 1991 (Theorie und Gesellschaft 21); Skeggs, Beverley: Class, Self, Culture, Transformations. Thinking through Feminism. London 2003; Bachmann, Götz: Kollegialität. Eine Ethnographie der Belegschaftskultur im Kaufhaus. Frankfurt am Main 2014; Timm, Elisabeth: Ausgrenzung mit Stil. Über den heutigen Umgang mit Benimmeregeln. Münster 2001; Moser, Johannes: Jeder, der will, kann arbeiten. Die kulturelle Bedeutung von Arbeit und Arbeitslosigkeit. Wien 1993; Sutter, Ove: Erzählte Prekarität. Autobiografische Verhandlungen von Arbeit und Leben im Postfordismus. Frankfurt am Main 2013 (Arbeit und Alltag 7); Meyer, Silke: Das verschuldete Selbst. Narrativer Umgang mit Privatinsolvenz. Frankfurt am Main 2017 (Arbeit und Alltag 12); Stückrad, Juliane: «Ich schimpfe nicht, ich sage nur die Wahrheit». Eine Ethnographie des Unmuts am Beispiel der Bewohner des Elbe-Elster-Kreises/

Das Bild der Kulturen sozialer Ungleichheit, das die ungleichheitssensible alltagsethnografische Literatur insgesamt zeichnet, ist eines voller basaler und unmissverständlicher, aber auch kleinteiliger und mehrdeutiger Ausschlüsse und Zurücksetzungen – in Institutionen, am Arbeitsplatz, in Alltagssituationen. Dokumentiert werden Herablassung, Dünkel, Verachtung, verhinderte Anerkennung, die Abgrenzung gegen die Nächstunteren und durchaus auch Bevormundung, auch wenn dies nicht oft so genannt wird. Auch in Zeiten, die gerne als spätmodern etikettiert werden, bleiben also klassengesellschaftliche Strukturen von fundamentaler Bedeutung.<sup>35</sup> Aus dieser ethnografischen Perspektive wurde jedenfalls immer schon deutlich, in welchem Masse die symbolische Ungleichheit die materielle überformt: Ungleichheit ist in diesem Sinn immer *auch* kulturell, sie stellt sich in der gelebten Praxis her, sie wird erfahren, bezeichnet, symbolisiert, was sowohl das Resultat, aber auch die Voraussetzung für Erfahrung ist – ohne dass Ungleichheit deshalb auf das Symbolische reduzierbar wäre oder nur auf dieser Ebene zu bekämpfen. Die Verletzungen, die aus dieser Gemengelage resultieren, machen sich nicht allein an Milieuzugehörigkeit und finanzieller Situation fest, Letztere verschmelzen mit herkunftsbezogener beziehungsweise ethnischer Diskriminierung und Rassismus und mit geschlechtsbezogenen Benachteiligungen und Sexismus, sind in diesem Sinne also intersektional und in gewisser Weise auch fragmentiert. Die genannten Studien zeugen darüber hinaus vielfach von alltagskulturellem Eigensinn, von Widerspruch und taktischem Gegenhandeln, wobei sie gleichermaßen zeigen, wie wenig selbstverständlich ein elaboriertes diskursives Sprechen über Ungleichheit, verhinderte Anerkennung und ihre Ursachen tatsächlich ist.

All dies lässt sich festhalten, ohne dass ein liberal-progressiv-urbanes Milieu mit seinen vermeintlichen Schandtaten der moralischen Bevormundung in solchen Analysen die Hauptrolle spielen müsste: wichtiger sind in diesem relationalen Gefüge die Oberschicht und die oberen Mittelschichten in einem umfassenderen, nicht allein kulturell definierten Sinn. Ein Milieu von «Lifestyle-Linken» (wie dies Wagenknecht nennt)<sup>36</sup> kommt in den zitierten Studien kaum oder gar nicht vor; seine Besonderheiten sind zumindest für die grundlegenden kulturellen Dynamiken sozialer Ungleichheiten nicht ausschlaggebend. Bemerkenswerterweise wird in diesen ethnografischen Forschungen zu Kulturen sozialer Ungleichheit auch nur selten ein Bezug zu politischen Einstellungen im engeren Sinn und deren mög-

Brandenburg. Kiel 2010 (Geist und Wissen 11); Lindner, Rolf: Das Ethos der Region. In: ders. (Hg.): Die Wiederkehr des Regionalen. Frankfurt am Main, New York 1994, S. 201–231. Zur Kulturgeschichte eines dieser Motive Bausinger, Hermann: Herablassung. In: Eberhard Müller (Hg.): «Aus der anmuthigen Gelehrsamkeit». Tübinger Studien zum 18. Jahrhundert. Dietrich Geyer zum 60. Geburtstag. Tübingen 1988, S. 25–39. Zur im 20. Jahrhundert zunehmenden «Selbstanerkennung» breiter sozialer Schichten vgl. Maase, Kaspar: BRAVO Amerika. Erkundungen zur Jugendkultur der Bundesrepublik in den fünfziger Jahren. Hamburg 1992.

35 Zur Rahmung solcher Prozesse als «Klassismus» vgl. unter anderem Baron, Christian: Klasse und Klassismus. Eine kritische Bestandsaufnahme. In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 44/175 (2014), S. 225–235; Seeck, Francis; Theißl, Brigitte (Hg.): Solidarisch gegen Klassismus. Organisieren, intervenieren, umverteilen (2020). Münster 2021.

36 Wagenknecht (Anm. 20).

lichem Wandel hergestellt – was daran liegen mag, dass solche Fragen in den Feldforschungsgesprächen von den Befragten nur selten zum Thema gemacht wurden.<sup>37</sup> Aussagekräftiger sind diese Arbeiten in einer anderen Hinsicht: Was die angesprochenen Ressentiments und Abstossungskräfte zwischen den Milieus angeht, kommen verschiedene Studien zu dem Resultat, dass es in vielen Fällen eher Intellektuelle und Akademiker:innen sind, denen die Abneigung und die Ressentiments der Angehörigen unterer sozialer Schichten gelten, weil diese ohne harte, (echte) Arbeit ein gutes Leben zu genießen und die prosaische, insbesondere körperliche Arbeit zu verachten scheinen. Die Abneigung und das Ressentiment richten sich in vielen Kontexten weniger gegen Wohlhabende, die es (zu etwas gebracht) haben, oder gegen Prominente, die eigentlich (Menschen wie du und ich) seien, sondern gegen diejenigen, die (geistige Arbeit) und universitäre Bildung verkörpern. Schon in Richard Hoggarts Autobiografie *The Uses of Literacy* aus dem Nordengland der 1950er-Jahre werden etwa die Lehrer:innen und Sozialarbeiter:innen generell zu (denen da oben) gezählt.<sup>38</sup> In *Policing the Crisis*<sup>39</sup> zeigten Stuart Hall et al., wie sich die Rhetorik des autoritären Populismus, die sich in den 1970er-Jahren als Backlash gegen emanzipatorische Bewegungen und die Alternativ- und Gegenkultur herausbildete, gezielt gegen kritische Intellektuelle und (Kopfarbeiter:innen) richtete. Der Erfolg dieser Rhetorik beruhte nicht zuletzt darauf, dass sie auf älteren Aversionen gerade auch der industriellen Arbeiter:innenklasse aufbauen konnte. Den US-amerikanischen Forscherinnen Joan C. Williams und Katherine Cramer zufolge verhält sich vieles in der heutigen (white working class) ihres Landes, in der Donald Trump eine besondere Idolisierung erfährt, ganz ähnlich.<sup>40</sup> Auch meine ethnografische Arbeit über Berliner Jugendkultur hat ähnliche Fragen

37 Studien, die vor allem bei Befragungen politischer Aktivist:innen ansetzen, unterscheiden sich davon aus offensichtlichen Gründen, dazu unten mehr. Ein Zwischenstatus kommt hier der bekannten Studie des Ethnologen Don Kalb über rechtspopulistische Gewerkschafter in Polen zu: Kalb, Don: Conversations with a Polish Populist. Tracing Hidden Histories of Globalization, Class, and Dispossession in Postsocialism (and Beyond). In: *American Ethnologist* 36/2 (2009), S. 207–223; mit Blick auf Spanien ähnlich Narotzky, Susana: Between Inequality and Injustice: Dignity as a Motive for Mobilization During the Crisis. In: *History and Anthropology* 27 (2016), S. 74–92; seine Erklärung der politischen Rechtswende in Ländern wie Polen betont den Impuls der Befragten, eine geteilte Kultur der (kleinen Leute) zu verteidigen, auch gegen symbolische Abwertungen seitens der (liberal intellectuals) (S. 213), die in der Artikulation von Arbeiter:inneninteressen immer nur die Wiederkehr des (homo sovieticus) sehen wollen. Kausal ausschlaggebend sind in Kalbs Analyse jedoch letztlich vor allem ökonomische Liberalisierungspolitiken – und eine Gegenbewegung, die auf (cultural and material dispossession) (S. 216) reagiert. Kalbs Darstellung, wonach rechte Proteste gegen eine Gay Parade beziehungsweise Equality Parade (S. 216 f.) letztlich von einer Abwehr konsumgesellschaftlicher Moral motiviert sind, scheint jedoch weit hergeholt beziehungsweise nur im Rahmen eines ideologisch gefestigten Deutungsrahmens plausibel.

38 Hoggart, Richard: *The Uses of Literacy. Aspects of Working-Class Life with Special References to Publications and Entertainment*. London 1957.

39 Hall, Stuart et al.: *Policing the Crisis. Mugging, the State and Law and Order* (1978). London 2013.

40 Cramer, Katherine: *The Politics of Resentment. Rural Consciousness in Wisconsin and the Rise of Scott Walker*. Chicago 2016; Williams, Joan C.: What So Many People Don't Get About the U. S. Working Class. In: *Harvard Business Review* (2016), <https://hbr.org/2016/11/what-so-many-people-dont-get-about-the-u-s-working-class>, 1. 2. 2022; Williams, Joan: *White Working Class. Overcoming Class Cluelessness in America*. Boston 2017.

gestellt und vielfältige affektive Übergänge zwischen «popular culture» und Populismus zutage gefördert, die sich in der selbstbewussten Stilisierung der Figur des «Prolls» manifestieren, die ihrerseits auf Abwertungen und Abschätzigkeit gerade aus bildungsbürgerlichen Kreisen reagiert.<sup>41</sup> Die Dissertation von Olga Reznikova, die sich in einem gemeinsamen Forschungsprojekt mit dem Verhältnis von proletarischen Sozialprotesten und politischen Protesten der Mittelschichten in Moskau beschäftigte, hat ebenfalls dezidierte Abgrenzungen populärer Selbstbilder gegenüber Mittelschichtsmilieus und ihren Ethiken zutage gefördert.<sup>42</sup> Aber: Auch wenn die skizzierte Konstellation für die Beziehungen der Milieus und Klassen von fundamentaler Bedeutung ist, belegt keine dieser Studien die spezifischere These vom eindeutigen kausalen Zusammenhang im Sinne der zitierten Populismuserklärungen, also zwischen 1. Bevormundungserfahrungen im engeren Sinne, die sich an Lebensführungsfragen (und ihrem moralischen Wert) festmachen, 2. der Ausbildung von Bevormundungskritik in der informellen Alltagskultur und 3. kollektiven politischen Haltungswechseln, die die angesprochenen Zeitdiagnosen ja vor allem thematisieren, um die Hinwendung zum Rechtspopulismus zu erklären. Die kulturell-politischen Orientierungen und Aversionen, um die es hier geht, haben sich in längerfristigen, strukturbildenden Prozessen – und im Kontext sowohl materieller (politisch-ökonomischer) Entwicklungen als auch diskursiver Interventionen – herausgebildet. Dieser Prozess lässt eine Isolierung einzelner Variablen (wie das Reagieren auf wahrgenommene Bevormundung) kaum noch zu und ist nicht notwendig an konkrete kulturelle Figuren (wie die der «Lifestyle-Linken») gebunden, auch wenn er sich daran temporär festmachen kann. Anders gesagt: Konkrete Bevormundungserlebnisse, aber auch deren diskursive Vergegenwärtigung und imaginäre Evokation sind eher in ein grossflächiges Gewebe von strukturierten Erfahrungen eingeflochten, als dass sie dieses aus sich selbst heraus hervorbringen würden.

Die zeitdiagnostischen Zusammenhangsthesen stellen sich also weithin als Vermutungen heraus, die der Tendenz nach kulturalistisch sind. Sie entfalten jedoch ihrerseits eine erhebliche diskursive Wirkmacht, gerade im Zusammenhang einer Medienlandschaft, in der solche Deutungsangebote mit rapider Geschwindigkeit zu Selbstbeschreibungsressourcen avancieren können und so Subjektivierungsangebote schaffen.

41 Ege, Moritz: «Ein Proll mit Klasse». Mode, Popkultur und soziale Ungleichheiten unter jungen Männern in Berlin. Frankfurt am Main 2013.

42 Reznikova, Olga: Die Wut der Fernfahrer. Ethnografie eines sozialen Protests. Frankfurt am Main, New York 2023 (im Erscheinen); Reznikova, Olga; Ege, Moritz: Moralische Ökonomien vs. ethische Politik? Arbeiter- und Mittelschichtproteste in Moskau. In: Karl Braun et al. (Hg.): Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Marburg 2019, S. 343–354.

## Bevormundungsvorwürfe und die Rekonfigurierung des Populären

Vor dem Hintergrund dieser Debatten bleibt es ein wichtiges empirisches Desiderat für die ethnografische Alltagskulturforschung, soziale Ungleichheiten aus der Innensicht zu beleuchten – auch und gerade in Situationen, die als Bevormundung erlebt werden. Dafür sind ethnografische Forschungen vonnöten. Gefordert sind aber auch methodische und konzeptionelle Reflexionen, um die Vorformatierungen, die Begriffe wie «Bevormundung» in politischen Diskursen erfahren haben, nicht unkontrolliert zu übernehmen beziehungsweise in die Alltagskultur und «die Köpfe der Menschen» zu projizieren.<sup>43</sup> In einer Situation, in der Bezugnahmen auf (vermeintliche) populäre und auch populärkulturelle Stimmungslagen und Erfahrungswelten eine neue explanative Prominenz erhalten haben, hat die Aufgabe, erfahrungs- und diskurszentrierte Zugänge in ein angemessenes Verhältnis zu setzen und ihre Vermittlungen und Übergänge zu durchdenken, noch einmal an Dringlichkeit gewonnen. Diese Vermittlungen und Übergänge sowie die methodisch-konzeptionellen Schwierigkeiten, die mit ihrer kulturwissenschaftlichen Erforschung einhergehen, möchte ich mit drei Schlaglichtern erhellen. Sie gehen jeweils vom Motiv der Bevormundung und der Bevormundungskritik aus, problematisieren aber Fragen, die auch in einem allgemeineren Sinne für Forschungen über Populismus, Popkultur und Alltag von Bedeutung sind.

### Wer spricht? Die neue Dringlichkeit einer (klassischen) ethnografischen Methodenfrage

Eine erste Problematisierung ist methodischer Art. Sie betrifft den konkreten Ansatzpunkt solcher Forschungen und die nur scheinbar triviale Frage danach, *wer* hier eigentlich jeweils in den Blick rückt: Geht es in ethnografischen Studien zum Beispiel um Wähler:innen und ihren «Alltagsverstand» – oder eher um führende Kreise politischer Bewegungen und Parteien, oder – wiederum etwas anderes – eher um deren Basis? Und um welches Segment von Letzterer? Das ist keine neue Herausforderung. Dennoch illustrieren verschiedene einschlägige Studien die Probleme, die resultieren, wenn solche Unterscheidungen verwischt werden. Die Soziologin Cornelia Koppetsch zum Beispiel hatte für ihr bereits erwähntes, zunächst sehr erfolgreiches Buch *Die Gesellschaft des Zorns*<sup>44</sup> Recherchegespräche mit Anhänger:innen der Alternative für Deutschland geführt. Da es sich um einen essayistischen Text handelt, der ein schnelles Deutungsangebot zum Zeitgeschehen liefern sollte, und keine methodisch rundum abgesicherte Forschung, lässt sich der Weg von den Datenerhebungen zu den Deutungen für die Lesenden

43 Anders formuliert gilt es, den reflexiven Prozessen des Kultur- und Medientransfers gerecht zu werden. Vgl. dazu Lindner, Rolf: Kulturtransfer. Zum Verhältnis von Alltags-, Medien- und Wissenschaftskultur. In: Berliner Journal für Soziologie 4 (1994), S. 193–202.

44 Koppetsch, Cornelia: Die Gesellschaft des Zorns. Rechtspopulismus im globalen Zeitalter. Bielefeld 2019.

letztlich nicht klären. Angesichts der nachträglichen Berichterstattung über das Buch liegt jedoch die Schlussfolgerung nahe, dass viele der Äusserungen, auf die sich die Analyse stützt, von ideologisch geschulten Parteipolitiker:innen stammen.<sup>45</sup> Wenn diese dann zum Beispiel über Probleme der Bevormundung sprechen, geben sie gerade keinen Einblick in Alltagsempfindungen ihrer Wähler:innen, sondern sie rekurren auf Diskurse beziehungsweise Theoriefpakete, die dieses politische Umfeld prägen und konstituieren.

Ähnliche Fragen lassen sich auch für die bekannte Ethnografie *Fremd in ihrem Land* der Soziologin Arlie Russell Hochschild formulieren, das von der US-amerikanischen Tea Party handelt (mit Erhebungen unter Aktivist:innen von deren Basisgruppen in den US-Südstaaten), oder auch für Angela Nagles eher populärwissenschaftlichen Text *Kill All Normies*, einer Pionierarbeit, die sich mit der sogenannten Alt-Right in den USA, also der jüngeren radikalen Rechten, und mit «online culture wars» beschäftigt.<sup>46</sup> Auf unterschiedliche Weise übernehmen diese Autor:innen (induktiv) die Selbstdeutungen ihrer Befragten.<sup>47</sup> Gerade dieser Gestus kennzeichnet bekanntermassen – aus zunächst guten Gründen – viele Spielarten einer Ethnografie, die den Stimmen subalternen oder zumindest weithin ignorierten Gruppen, die wenig gesellschaftliche Anerkennung finden, Gehör verschaffen will. Bei den Befragten handelt es sich in diesen Fällen jedoch häufig ebenfalls um trainierte politische Akteur:innen und Kommunikationsexpert:innen, also um organische Intellektuelle im Sinne Antonio Gramscis.<sup>48</sup> Sie bieten spezifische Lesarten kultureller und politischer Zusammenhänge an und intervenieren damit strategisch in die Welt, indem sie ihre Deutungen derselben in einem kollektiven Alltagsverstand zu verankern versuchen. Nagles Gewährsleute legten zum Beispiel dar, sie hätten sich der radikalen Rechten zugewandt, weil sie von zu viel Feminismus in der Online-Gaming-Kultur genervt gewesen seien. Der tatsächliche Ausgangspunkt kann aber auch ein ganz anderer gewesen sein, im konkreten Fall zum Beispiel eine längere politische Biografie innerhalb des organisierten Rechtsradikalismus. Bereits bestehende Deutungsmuster waren somit eine Voraussetzung der starken aversiven Reaktion, von der die Befragten im Interview erzählten. Aufgrund

45 Diese fungierten gewissermassen als «Gewährsleute» – eine Funktion, die in der volkskundlichen Forschungstradition, in der es eher Pfarrer und Lehrer in ländlichen Regionen waren, die den universitären Forschenden über das Volksleben Auskunft geben sollten, eine grosse Rolle spielte, aber aus guten Gründen kritisiert wurde. Um die persönliche Nähe der Autorin zu diesen Informanten (sowie plagierte Textstellen) entspannt sich eine öffentliche Diskussion, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann.

46 Russell Hochschild, Arlie: *Fremd in ihrem Land. Eine Reise ins Herz der amerikanischen Rechten*. übersetzt von Ulrike Bischoff. Frankfurt am Main, New York 2017; Nagle, Angela: *Kill All Normies. The Online Culture Wars from Tumblr and 4chan to the Alt-Right and Trump*. Winchester, Washington 2017.

47 In der klassischen Ethnologie wird der Versuch einer methodischen Perspektivübernahme als «taking the native's point of view» bezeichnet. Mit Blick auf Forschungen über neofaschistische Gruppen bezeichnete Bernd-Jürgen Warneken dies spöttisch als «taking the Nazi's point of view» – was nicht erstrebenswert sei; Warneken (Anm. 9).

48 Sicherlich ist diese Figur kaum trennscharf abzugrenzen, erst recht nicht in Zeiten der Massenintellektualität – wobei schon Gramsci meinte, dass alle Menschen Intellektuelle sind, ohne aber diese gesellschaftliche Funktion und die damit verbundenen Ressourcen zugewiesen zu bekommen. Trotzdem bleibt die Unterscheidung relevant – auch mit fließenden begrifflichen Grenzen.

des methodischen Zugangs bleibt unklar, welche Rolle solche Zusammenhänge zwischen behaupteten Bevormundungserfahrungen und politischen Biografien jenseits der politischen Organisationseliten und ihrer Theorien der sozialen Welt tatsächlich spielen.

Interessanterweise verhält es sich in einer qualitativ-interviewbasierten Studie aus den USA, die dezidiert der rechtspopulistischen Basis der (zunehmend radikalen) Republikanischen Partei gewidmet ist, etwas anders, nämlich in *The Politics of Resentment. Rural Consciousness in Wisconsin and the Rise of Scott Walker* von Katherine Cramer.<sup>49</sup> In den Gruppeninterviews, die Cramer mit informellen Gruppen in Dutzenden von Kleinstadt-Cafés und an Tankstellen führte, waren für die Befragten Einkommens- und Steuerfragen und das breite Feld des fehlenden Respekts der Stadtbewohner:innen für «rural folks» wie sie selbst politisch ausschlaggebend. Die «kulturelle Bevormundung» in Lebensführungsfragen spielte keine grössere Rolle. Die verhärteten Haltungen und Selbst- und Fremdbilder ihrer Gesprächspartner:innen, die die Forscherin konstatiert, beschreibt sie dann auch nicht als Reflex auf vermeintliche Bevormundungserfahrungen, sondern als Resultat eines längeren Prozesses von kollektiver politischer Subjektivierung, der eng mit der politischen Ökonomie ruraler Regionen des Upper Midwest, aber auch mit Mediengeschichten von Talk Radio und dem Fernsehender Fox News verbunden ist. In ihrer Deutung sind es eher sie, die den Prozess prägen, in dem sich über längere Zeit hin Wahrnehmungsmuster, Selbst- und Fremdbilder sowie politische Positionierungen herausgebildet und gefestigt haben. Ethnografie kann ihre methodischen Stärken gerade dann ausspielen, wenn sie sich wie Cramer geduldig an der Basis politischer Bewegungen bewegt und zugleich Wege findet, die kollektive Aneignung von Medienwelten – und deren Hintergründe – «im Feld» mitzubedenken.

## Die vermeintliche Natürlichkeit des populistischen Alltagsverstands als Effekt einer Hegemoniestrategie

Die Frage der medialen Prägung des Alltagsverstandes leitet über zur zweiten, etwas abstrakteren Problematisierung, für die ich einige Gedanken des Gesellschaftstheoretikers Alex Demirović aufgreife, die ebenfalls – sogar doppelt – mit dem Bevormundungsmotiv verbunden sind.

Demirović schlägt eine hegemonietheoretische Lesart populistischer Strategien vor.<sup>50</sup> Zentral für populistische (insbesondere rechtspopulistische) Rhetorik sei, dass sie abstreite, «nur eine unter mehreren gesellschaftlichen Strömungen zu sein».<sup>51</sup> Ihre Vertreter:innen *verleugneten* die eigene «politische Aktivität», also auch ihre Tätigkeit als Intellektuelle, die bestimmte Weltansichten propagieren. Sie

49 Cramer (Anm. 40), S. 221.

50 Demirović, Alex: Autoritärer Populismus als neoliberale Krisenbewältigungsstrategie. In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 48/190 (2018), S. 27–42.

51 Ebd., S. 38. Das Argument erinnert an Jan Werner Müllers beliebte Populismusanalyse.

leugnen sie, indem sie dieses überlegte Handeln als instinktiven und existenziellen «Kampf um Freiheit» präsentieren, der keiner weiteren Begründung bedarf, sondern aus einer quasinatürlichen Haltung des Alltagsbewusstseins resultiere. Ausschlaggebend sei in dieser Rhetorik in erster Linie der Anspruch, populäre Emotionen zu repräsentieren, Emotionen wie «(Sorge), (Ängste), (Unsicherheit), (Hass) oder (Wut)». <sup>52</sup> Die autoritären Populist:innen geben Demirovićs Analyse zufolge vor, diese populären Emotionen «zu verstehen, ernst zu nehmen und zur Sprache zu bringen». Tatsächlich sind sie aber aktiv darum bemüht, diese performativ «zu erzeugen und als Stimmungslage zu reproduzieren, indem sie ständig davon sprechen, um [auf diesem Wege] ein paternalistisches Verhältnis der hermeneutischen Subordination zu errichten». <sup>53</sup> Eine Forschung, die primär den Selbstdeutungen von Bewegungsintellektuellen folgt, läuft deshalb Gefahr, solchen Strategien in die Falle zu gehen und ihnen sogar als Resonanzkörper zu dienen. Sie setzt eine fragwürdige Theorie des Populären voraus und reproduziert sie.

So lässt sich die Neigung, den Aufruf zum Verzicht auf rassistische Begriffe primär als Bevormundung einzuordnen – und nicht zum Beispiel als Versuch, andere nicht zu verletzen beziehungsweise sich gegen Verletzungen zu verwahren – auch als Übernahme eines Deutungsmusters ansehen, durch dessen Popularisierung politische Intellektuelle die Welt zu formen versuchen – und weniger als ein unvermitteltes Resultat eines generell widersetzlich gestimmten populären Alltagsverständes (im Sinne des Slogans «I won't do what you tell me!») oder einer elaborierten liberalen oder libertären Argumentation und Position. Die «hermeneutische Subordination», von der Demirović spricht, meint in diesem Zusammenhang die (freiwillige) Übernahme eines solchen Schemas, die zugleich eine Unterordnung unter Führungsfiguren politisch-medialer Bewegungen und unter die von ihnen bereitgestellten Meinungspakete ist. <sup>54</sup> Ein übertriebener ethnografischer Empirismus, der mögliche Resonanzen und Effekte zwischen den Strategien des Populismus, wie Demirović sie darstellt, und der Alltagserfahrung durch methodische Vorentscheidungen ausklammert, birgt deshalb einige Gefahren. <sup>55</sup> Bevormundungsvorwürfe lassen sich so nicht nur als quasiautomatischer Reflex oder als Bestandteil einer vermeintlich immerzu widerständigen Alltags- und Populärkultur deuten, sondern müssen *auch* als beeinflusst durch diskursive Interventionen verstanden werden, die den Alltagsverstand und das Verständnis dessen, was das Populäre und Populäre ausmacht, zu formen und damit neu zu konfigurieren versuchen. Analytische Begriffe, wie Demirović sie einführt, können für diese Zusammenhänge sensibilisieren; ihnen lässt sich empirisch nachgehen – zum Beispiel durch besondere ethnografische Sensibilität für die Veralltäglichen von Formulierungen und Sprechweisen (wie zum Beispiel der Rede von der Bevormundung,

52 Ebd.

53 Ebd.

54 Durch die Kennzeichnung dieses Verhältnisses als «paternalistisch» mündet die Analyse an dieser Stelle interessanterweise selbst wieder in eine Bevormundungskritik. Sie gibt sie, anders gesagt, nicht auf, «überlässt sie nicht den Rechten».

55 Zum Resonanzbegriff vgl. Connolly, William E.: The Evangelical-Capitalist Resonance Machine. In: Political Theory 33/6 (2005), S. 869–886.

aber auch vom «canceln» oder «judgen»<sup>56</sup> und deren diskursive Einbettungen, für subtile Diskrepanzen zwischen beobachteter und berichteter Erfahrung in ihren jeweiligen Kontexten.

Wie bei vielen diskurszentrierten Analysen aus dem Umfeld der kritischen Theorie bleibt aber auch bei Demirović die Rolle derjenigen, die sich aus seiner Sicht der populistischen Rhetorik unterordnen, unterbelichtet. Zwar hebt er die Differenzierung zwischen den Einschätzungen und Überzeugungen von Vertreter:innen politischer Bewegungen einerseits und von Menschen jenseits der Organisationseliten andererseits, die ich oben stark gemacht habe, ebenfalls hervor. Er löst die damit verbundene Spannung aber auf, indem er die Handlungsmacht einseitig auf der politischen Seite beziehungsweise der «Herrschaftsseite» verortet – fast schon spiegelbildlich zu den «Kulturalistinnen» Koppetsch oder Hochschild. Der alleinige explanative Fokus auf den Top-down-Aspekt aktueller autoritärer Bewegungen greift aber zu kurz. So waren beispielsweise die Bewegungen von Corona-Massnahmen-Gegner:innen in vielen Ländern und auch die Pegida-Bewegung und ihre Nachfolger eher dezentrale Bewegungen im Netzzeitalter mit starker Bottom-up-Tendenz, als dass sie generell top-down organisiert worden wären. Pegida hatte sich zunächst in Form einer lokalen Facebook-Gruppe in Dresden versammelt. Die Mobilisierung der Proteste gegen Corona-Massnahmen werden in der Forschungsliteratur als «Copycat-Proteste»<sup>57</sup> beschrieben, für die sich Beteiligte meist ohne vorige politische Aktivismuserfahrung zusammenfanden. Für die Mobilisierung waren Youtube-Videos von zuvor relativ marginalen Influencern sowie Kanäle und Gruppen im Messengerdienst Telegram zentral, die vielfach eher dezentral und interaktiv funktionieren.<sup>58</sup> Auch hier lässt sich jedenfalls im Detail beobachten, wie und mithilfe welcher medialen Infrastrukturen die Kritik von Politik, die im Protest als bevormundend skandalisiert wird, zum geteilten Alltagsverstand avanciert.

56 Vgl. zum Beispiel (onlinezentriert, aber genealogisch aufschlussreich) Ng, Eve: *Cancel Culture. A Critical Analysis*. London 2022. Über die Rede vom «judgen» (moralisch verurteilen) bereiten Julian Schmitzberger und ich aktuell eine Artikelveröffentlichung vor.

57 Vgl. Teune, Simon: *Querdenken und die Bewegungsforschung – neue Herausforderungen oder déjà-vu?* In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen* 34/2 (2021), S. 326–334.

58 Vgl. zu den Beispielen unter anderem Vorländer, Hans; Herold, Mike; Schäller, Steven: *PEGIDA. Enttwicklung, Zusammensetzung und Deutung einer Empörungsbewegung*. Wiesbaden 2016, hier S. 5–16; Frei, Nadine; Nachtwey, Oliver: *Quellen des «Querdenkertums»*. Eine politische Soziologie der Corona-Proteste in Baden-Württemberg, Fachbereich Soziologie der Universität Basel, 2021; Simon, Mónica; Welbers, Kasper; Kroon, Anne C.; Trilling, Damian: *Linked in the dark: A network approach to understanding information flows within the Dutch Telegramsphere*. In: *Information, Culture & Society*, online 16. 9. 2022, S. 1–25; Schulze, Heidi; Hohne, Julian; Greipl, Simon; Girgnhuber, Maximilian; Rieger, Diana: *Far-right conspiracy groups on Telegram*. In: *Convergence* 28/4 (2022), S. 1103–1126. Versuche der Einflussnahme seitens ressourcenstarker AkteurInnen und bereits vorher prominenter Akteur:innen finden statt, aber sie allein erklären in einer solchen Situation wenig.

## Zu wenig Bevormundungskritik? Anthropologische Dilemmata der politischen Rechten

Nun mag es angesichts der bisherigen Darstellung scheinen, als sei die Bevormundungskritik ein geradezu allmächtiges Werkzeug, das Alltagsverstand, Populärkultur und populistische Rhetorik in einen Zustand von Resonanz oder gegenseitiger Verstärkung versetzt – ein Schlüssel zum politischen Erfolg also. So einfach ist es jedoch nicht, wie das politische Geschehen der Gegenwart illustriert. Die laute Bevormundungskritik änderte zum Beispiel nichts an der deutlichen Bejahung des Covid-19-Gesetzes in der Schweiz; auch in verschiedenen anderen Ländern hatten Antibevormundungskampagnen keinen durchschlagenden Erfolg. Offenkundig verfangen Argumente, die sich zum Beispiel gegen die pejorative Etikettierung von epidemiologisch begründeten Regulierungen des Alltagshandelns als Bevormundung wenden und dagegen normative Orientierungspunkte wie die wechselseitige Verantwortung stark machen, durchaus und schliessen auch an andere Elemente des Alltagsverstandes an.<sup>59</sup>

Warum ist das so? Tatsächlich beschäftigt die wechselhafte Popularität von Bevormundungsvorwürfen strategische politische Denker:innen der Rechten schon seit längerer Zeit. Sie scheinen gelegentlich am Alltagsverstand weiter Teile der Bevölkerung zu verzweifeln – gerade weil er sich *nicht* als instinktiv bevormundungskritisch erweist, zumindest nicht in dem Sinn, wie es eine liberal-libertäre Anthropologie eigentlich vorsieht. James McGill Buchanan, Vordenker des radikalen Neoliberalismus und der Public-Choice-Theorie in Wirtschafts- und Politikwissenschaft, veröffentlichte vor einiger Zeit einen Aufsatz voller politisch-strategischer Erwägungen, in dem der Bevormundungskritik und der Klage über ihre Grenzen prominente Rollen zukommen.<sup>60</sup> Diesem Text, der den strategischen Hintergrund mancher bevormundungskritischer Diskurse veranschaulicht, gilt die dritte Problematisierung.

Als politisches Ziel propagiert Buchanan darin die Bekämpfung des – sehr weit verstandenen – «Sozialismus». Um diesen bekämpfen zu können, müsse man seine Quellen kennen: erstens die bürokratische Planwirtschaft («managerialism»), zweitens die generelle Neigung der Eliten zum kulturellen Paternalismus, drittens das Programm der ökonomischen Umverteilung sowie viertens – und an dieser Stelle führt Buchanan einen neuen Begriff ein – den «parentalism», also «Elternismus». Dieser Begriff kehrt die Blickrichtung um und zielt auf die Haltungen jener Menschen ab, die es, so der Autor, «anstreben, dass andere Personen, der Staat oder transzendente Mächte ihnen ihre Werte aufzwingen».<sup>61</sup> Er bildet also das Gegenstück zur Bevormundung. Letztlich sei es in der gegenwärtigen Welt nun vor allem der «parentalism», der «sozialistische» (das heisst in diesem Fall: so-

59 Die Literatur über progressive Elemente des Alltagsverstands ist lang und umfasst unter anderem Aspekte wie Solidarität und Reziprozität, die sich an Bedürfnissen festmachen, sowie den Bereich der feministischen Care-Ethik.

60 Buchanan (Anm. 12).

61 Ebd., S. 23. Übersetzung des Autors.

zialstaatsfreundliche) Tendenzen stärke – ein scheinbar kindlicher Wunsch nach Geborgenheit und Bevormundung, eine «Angst vor der Freiheit», ein Typus von unselbständiger, unterwürfiger Subjektivität. Die anderen Quellen des Sozialismus seien mittlerweile weitgehend ausgetrocknet: Der planwirtschaftliche «managerialism» habe sich mit der Sowjetunion historisch erledigt, die dirigistische «Elite» schade sich mit ihrem «paternalism» selbst, weil kulturelle Bevormundung per se unpopulär sei und die demokratischen Strukturen hier im Sinne liberaler Freiheitvorstellungen wirken würden. Der «parentalism» aber floriere. Er Sorge dafür, dass vermehrt staatliche Versorgungsleistungen und Sicherheiten gefordert und nachgefragt würden. Breite Ablehnung von Umverteilungspolitik, so Buchanans Analyse, sei nur dann zu erreichen, wenn staatliche Programme und Gemeingüter von der Bevölkerung als «Privilegien» einzelner, politisch ausgewählter Gruppen verstanden würden, nicht als Allgemeinbesitz. Implizit empfiehlt der Text der politischen Rechten also, einerseits auf Bevormundungskritik mit Blick auf die Alltagskultur zu setzen, andererseits solche Spaltungen zu fördern.

Auch derartige Strategietexte gehören zum Phänomen der Bevormundungskritik, die im Namen «der vielen» zu sprechen behauptet. Buchanans Wirken wurde von Denkfabriken der US-amerikanischen Rechten unterstützt, nicht zuletzt von der Stiftung der Öl- und Chemieunternehmer Charles und David Koch.<sup>62</sup> Solche Netzwerke und Ressourcen – zu denen auch universitätsnahe Thinktanks und Stiftungsprofessuren zählen – begründen offenkundig keine allmächtigen Verschwörungen. Sie zeugen aber doch von dezidierten, strategisch durchdachten und grosszügig durch ökonomische Eliten finanzierten Versuchen, auf die politische Landschaft und den Alltagsverstand einzuwirken. Ihre potenziellen Effekte müssen in empirischen Studien mitgedacht werden, wie das zum Beispiel Cramer in ihrer Studie getan hat.

Dabei erscheinen der populäre Alltagsverstand mit seiner behaupteten generellen Abneigung gegen die kulturelle Bevormundung und auch die «rebellische» Populärkultur für Buchanan zunächst durchaus als Alliierte. Zugleich stellt dieser Alltagsverstand gerade in seiner Affektivität – lethargische Neigungen, Bequemlichkeit – und in seiner Kopplung an die materiellen Interessen der Unterprivilegierten eine konstante, gewissermassen anthropologische Gefahr für das neoliberale Projekt dar: Der Begriff «parentalism» zielt gerade darauf ab zu erklären, warum die anderen Formen dessen, was Buchanan als Bevormundung ansieht, von vielen Menschen tatsächlich für attraktiv befunden wird. Sicherlich liessen sich für solidarische Neigungen und Ethiken der Fürsorge auch vorteilhaftere Begründungen finden!

62 Sie gehörten auch zu den Financiers der Tea-Party-Bewegung. Vgl. zu ihrer Rolle in der US-Politik und zur engen Zusammenarbeit mit Buchanan insbesondere MacLean, Nancy: *Democracy in Chains. The Deep History of the Radical Right's Stealth Plan for America*. Melbourne, London 2017; mit Blick auf ihre Förderung von pseudowissenschaftlichen Studien, die den Klimawandel leugnen, Dunlap, Riley E.; McCright, Aaron M.: *Organized Climate Change Denial*. In: John Dryzek, Richard B. Norgaard, David Schlosberg (Hg.): *The Oxford Handbook of Climate Change and Society*. Oxford 2011, S. 149.

Alltags- und Populärkultur mit all ihren Ambivalenzen erweisen sich jedenfalls einmal mehr als Terrain, auf dem um die Bedeutung politisch aufgeladener Begriffe und damit um Hegemonie gerungen wird, und auch als Einsatz in einem «Spiel» und Kampf, den verschiedene Kräfte zu gewinnen suchen, wie Stuart Hall einmal formulierte.<sup>63</sup> Die Beispiele und Problematisierungen zeigen, dass weder die Populärkultur im Sinne des Alltagsverstands noch das Populäre im Sinne der Popkultur hier eindeutig zugeordnet sind, vielmehr sind auch sie von Konfliktlinien durchzogen, deren Verlauf immer wieder durch kulturell-politische Interventionen und Allianzbildungen verschoben wird. Ethnografische Kulturanalyse – das möchte ich am Ende dieses Abschnitts festhalten – vollzieht solche Prozesse und Konflikte an verschiedenen Schauplätzen insbesondere der informellen Kultur nach, ob dies nun Alltagsgespräche, politische Proteste, Gruppenchats oder Konzerte sind. Um der relationalen Verfasstheit ihrer Gegenstände gerecht zu werden, muss sie – was hier nur aus zweiter Hand geschah – ethnografisch in die Tiefe gehen, offline wie online, und gerade nicht nur die Perspektive professioneller Expert:innen und Gewährsleute beleuchten (so interessant diese als solche andererseits auch wieder sind). Zugleich folgt sie Verknüpfungen: zu populärkulturellen Bild- und Erzählwelten und auch zu deren Produktion, in zeitdiagnostische Debatten und in die diskursive gesellschaftliche Selbstverständigung, in die politische Theorie und in schwer zugängliche Räume strategisch-politischen Handelns, wie ich es zuletzt skizziert habe. Diese Aufgabe lässt sich oft nur in Forschungsgruppen sowie durch ein Aufbauen auf den Leistungen anderer verwirklichen, aber nur auf solchen Wegen lässt sich meines Erachtens das Wirkungsgeflecht darstellen, aus dem sich zum Beispiel die Konjunktur der Bevormundungsvorwürfe zwischen Popkultur und Populismus zusammensetzt. Dabei gilt es, nicht vor der Heterogenität solcher Verknüpfungen zurückzuschrecken, auch nicht vor der heuristisch spekulativen Seite dieses Nachverfolgens.

### **Schluss: «On this occasion, it's best to do what they tell ya»?**

Kommen wir noch einmal zurück zu *Rage Against the Machine*. Der eingangs zitierte Song wurde in den letzten Jahren nicht nur von Kritiker:innen der Covid-Massnahmen, sondern zuvor schon von der rechtspopulistischen UK-Independence-Party, von prominenten Politiker:innen der republikanischen Partei, von Anhänger:innen der Q-Anon-Verschwörungstheorie und sogar von der amerikanischen Pro-Polizei-Bewegung *Blue Lives Matter* für sich beansprucht. Alle gaben sich antikonformistisch – eine schlagende Illustration der These von der Polysemie popkultureller Texte, die mit sich bringt, dass niemand eine endgültige Lesart für sie vorgeben kann. Die Band versuchte trotzdem, die Hoheit über die Bedeutungen des Songs zu behalten; sie kritisierte solche Verwendungen beziehungsweise An-

63 Harsin, Jayson; Hayward, Mark: Stuart Hall's «Deconstructing the Popular». *Reconsiderations 30 Years Later*. In: *Communication, Culture and Critique* 6/2 (2013), S. 201–207.

eignungen, was in den Weiten der sozialen Medien wiederum Spott und Streitigkeiten darüber auslöste, ob die Band ihr eigenes Rebellentum verraten habe – und überhaupt, warum die Jugend von heute so empfänglich für Bevormundungen sei.

Zu Beginn der Corona-Zeit veröffentlichte die Band einen Tweet, in dem sie ihre Fans – mithilfe eines Meme-Generators – zu hygienischem Verhalten anhielt. Die richtige Dauer des Händewaschens bemisst sich dabei durch das Mitsingen ihres Hits – dem sie jetzt statt *Killing in the Name* den Titel *Washing in the Name* gaben. Wer lange genug mitsingt und die eigenen Hände in dieser Zeit geduldig einseift, tötet also alle Viren. Die Band kommentierte: «On this occasion it's best to do what they tell ya!» Lasst euch zumindest in dieser Hinsicht beeinflussen, kontrollieren und, wenn ihr es so nennen wollt, bevormunden, so können wir den Subtext ausbuchstabieren. Das Rebellische ist selbst für Rage Against the Machine kein Selbstzweck (mehr), die Band sucht andere Allianzen und Verknüpfungen. Die Auseinandersetzung um Bevormundungsvorwürfe, ihre Bedeutungen und die daraus zu ziehenden Konsequenzen finden in der Popkultur mit ihrer eigenen, anspielungsreichen Sprache und Symbolik gleichermassen statt wie in Protestveranstaltungen oder in der politischen Theorie. Die Wirkungen, die sie im Politischen insgesamt entfalten, sind nur in und aus solchen Zusammenhängen zu verstehen.



# Populäre Narrative des Politischen

## Euroskeptizismus aus Sicht der Empirischen Kulturwissenschaft<sup>1</sup>

STEFAN GROTH

### Abstract

Narrative über Europa, ob sie sich positiv oder negativ, euphorisch oder skeptisch zu Prozessen der Europäisierung und der europäischen Integration verhalten, sind alltäglich und lassen sich nicht ohne Weiteres durch Erzählangebote der Politik beeinflussen oder gar kontrollieren. Der Beitrag beschäftigt sich mit dem gewöhnlichen und alltäglichen Erzählen über Europa aus Sicht der Empirischen Kulturwissenschaft. Am Beispiel von euroskeptischen Narrativen soll gezeigt werden, wie populäre Narrative über EUropa über Alltagsquellen und Alltagspraktiken analysierbar werden und wie kritischen Einstellungen zu EUropa in alltäglichen Kontexten nachgegangen werden kann.

*Keywords: narrative, EUropa, euroscepticism, populism*

*Narrative, EUropa, Euroskeptizismus, Populismus*

Der ehemalige deutsche Finanzminister Peer Steinbrück (SPD) sprach 2011 in einer Bundestagsrede inmitten der Eurokrise davon, dass es eine «neue Erzählung über Europa brauche», um eine «Skepsis» oder «gegebenenfalls sogar gewisse Ressentiments» «gegenüber dem, was auf der europäischen Ebene passiert», und einen Rückzug auf nationale Geschichten zu verhindern.<sup>2</sup> Steinbrück postulierte dabei ein Versäumnis der politischen Eliten, die es verpasst hätten, den Menschen eine neue und positive Erzählung über Europa anzubieten. Er wird dies auch in dem Bewusstsein getan haben, dass es zahlreiche negative und skeptische Narrative über Europa gibt. Steinbrück ist mit seiner Forderung nicht allein. Prominent haben etwa 2013 der Präsident der Europäischen Kommission José Manuel Durão

1 Schriftliche Fassung meiner Antrittsvorlesung als Privatdozent für Empirische Kulturwissenschaft, gehalten am 5. 3. 2022 an der Universität Zürich.

2 Steinbrück, Peer: Rede zum Gesetz zur Änderung des Gesetzes zur Übernahme von Gewährleistungen im Rahmen eines europäischen Stabilisierungsmechanismus im Deutschen Bundestag, Plenarprotokoll 17/130 (29. 9. 2011), <https://dserver.bundestag.de/btp/17/17130.pdf#P.15206>, 18. 10. 2022. Vgl. auch Herre, Sabine: Ein Kontinent im Kleinen: Osteuropa und die Euro-Krise. In: taz, 9. 12. 2011. <https://taz.de/Osteuropa-und-die-Euro-Krise/!5105736/>, 18. 10. 2022.

Barroso<sup>3</sup> und 2018 der österreichische Bundespräsident Alexander van der Bellen<sup>4</sup> neue Narrative über die europäische Kultur oder den Sinn der EU gefordert. Der Fokus liegt bei solchen Forderungen dezidiert auf (der Politik) oder politischen Institutionen als erzählenden Akteur:innen. Die Bevölkerung hat die Rolle der Zuhörer:in, des Publikums, das Europaerzählungen rezipiert und idealerweise auch annimmt und verinnerlicht: Steinbrück wollte, im Kontext von Diskussionen um den Eurorettungsschirm, in der deutschen Bevölkerung um Solidarität mit südeuropäischen Ländern werben, Barroso die «new generation that is not so much identified with this narrative of Europe» erreichen, und van der Bellen wollte dem pazifistischen Gründungsnarrativ der EU und dem Narrativ der ökonomischen Kooperation in der Union eine neue Erzählung zur Seite stellen, um «Junge» und euroskeptische Bevölkerungen in neuen Beitrittsländern weiter für das Projekt Europa zu begeistern. Aus dem Blick gerät bei solchen politischen Forderungen nach neuen Narrativen, dass (und was) über Europa und die EU in alltäglichen Kontexten erzählt wird – auch ohne Referenz auf offizielle Erzählungen.<sup>5</sup> Narrative über Europa, ob sie sich positiv oder negativ, euphorisch oder skeptisch zu Prozessen der Europäisierung und der europäischen Integration verhalten, sind Alltag und sind nicht einfach durch von der Politik lancierte Erzählangebote zu beeinflussen oder gar zu kontrollieren. Aus politikwissenschaftlicher Perspektive sind diese alltäglichen Dimensionen in Abgrenzung von politischen Erfolgserzählungen Europas auch als Teil eines «banal europeanism»<sup>6</sup> oder einer «banal europeanization»<sup>7</sup> bezeichnet worden. Anders als herausragende Ereignisse, politische Gründungsmymthen, feierliche Unterzeichnungen von supranationalen Kooperationsverträgen oder Demonstrationen der proeuropäischen Bürgerinitiative Pulse of Europe, an denen insbesondere 2016 und 2017 europaweit Tausende Menschen teilnahmen, sind solche Dimensionen der europäischen Integration und Europäisierung (gewöhnlich) («ordinary») und alltäglich.<sup>8</sup>

In meinem Beitrag beschäftige ich mich mit dem gewöhnlichen und alltäglichen Erzählen über Europa aus Sicht der Empirischen Kulturwissenschaft. Als

3 Barroso, José Manuel: A New Narrative for Europe, 23. 4. 2013, [https://ec.europa.eu/commission/presscorner/detail/en/SPEECH\\_13\\_357](https://ec.europa.eu/commission/presscorner/detail/en/SPEECH_13_357), 18. 10. 2022.

4 APA: Van der Bellen fordert «neues Narrativ» zum Sinn der EU. In: Der Standard, 4. 5. 2018, [www.derstandard.de/story/2000079178213/van-der-bellen-fordert-neues-narrativ-zum-sinn-der-eu](http://www.derstandard.de/story/2000079178213/van-der-bellen-fordert-neues-narrativ-zum-sinn-der-eu), 18. 10. 2022.

5 Das zeigen unter anderem die Forschungen von White, der in unstrukturierten Gesprächen mit Taxifahrern in Deutschland, Grossbritannien und in der Tschechischen Republik festgestellt hat, dass nicht offizielle Erzählungen und Politikangebote, sondern alltägliche Deutungs- und Erzählmuster referenziert werden und zu tendenziell europaskeptischen Einstellungen führen: White, Jonathan: Europe in the Political Imagination. In: *Journal of Common Market Studies* 48/4 (2010), S. 1015–1038, <https://doi.org/10.1111/j.1468-5965.2010.02084.x>.

6 Cram, Laura: Imagining the Union: A Case of Banal Europeanism? In: Helen Wallace (Hg.): *Interlocking Dimensions of European Integration*. London 2001, S. 233–246, [https://doi.org/10.1057/9780230514430\\_11](https://doi.org/10.1057/9780230514430_11).

7 Trenz, Hans-Jörg: *Narrating European Society. Toward a Sociology of European Integration*. Lanham 2016, hier S. 55–77.

8 Adler-Nissen, Rebecca: Towards a Practice Turn in EU Studies: The Everyday of European Integration. In: *Journal of Common Market Studies* 54/1 (2016), S. 87–103, <https://doi.org/10.1111/jcms.12329>.

«Alltagswissenschaft» gehört das «Everyday» der europäischen Integration und Europäisierung zu einem der Schwerpunktinteressen der Disziplin.<sup>9</sup> Dabei wird der Blick darauf gerichtet, wie Europa zum Thema in verschiedenen Alltagskontexten wird. Bezogen auf Erzählungen geht es einer solchen Perspektive nicht um politische Narrative, mit denen oder über die von politischen Akteuren ausgehend Geltungsansprüche und Steuerungsversuche durchgesetzt werden, also nicht um «policy narratives»<sup>10</sup> oder «policy stories»<sup>11</sup> und deren Verbreitung. Stattdessen soll am Beispiel von europaskeptischen Narrativen gezeigt werden, wie populäre Narrative über Europa über Alltagsquellen und Alltagspraktiken analysierbar werden und wie kritischen Einstellungen zu Europa in alltäglichen Kontexten nachgegangen werden kann. Thema dieses Beitrages ist somit das Skizzieren eines Forschungszugangs zu alltäglichen Narrativen des Politischen am Beispiel des Euroskeptizismus. Mit einer solchen Perspektive auf den alltäglichen Umgang mit europaskeptischen Narrativen soll gefragt werden, wie europaskeptische Narrative in spezifischen Alltagskontexten erzählt und rezipiert werden und welche unterschiedlichen Faktoren bei ihrer Analyse Berücksichtigung finden müssen. Und letztlich geht es darum, wie solche alltäglichen Narrative im Verhältnis zu den politischen Narrativen stehen, die Steinbrück und andere im Sinn hatten. Dieser Zugang bringt zwei Forschungsfelder zusammen, die für die gegenwärtige deutschsprachige Empirische Kulturwissenschaft zentral sind, bislang aber nicht vertieft oder systematisierend zusammengebracht worden sind: einerseits Forschungen zu Prozessen der Europäisierung im Umfeld einer *anthropology of policy*, andererseits Entwicklungen in der Erzählforschung, die sich mit unterschiedlichen Formen des alltäglichen Erzählens beschäftigen.

Im Folgenden möchte ich eine kurze Erläuterung des Narrativbegriffs vornehmen und erläutern, wie ich ihn hier für die Analyse populärer Narrative verwende. Danach möchte ich diesen in der Empirischen Kulturwissenschaft verorten und erweitern. Anschließend skizziere ich das Feld der empirisch-kulturwissenschaft-

9 Als Einführungen in den Forschungsbereich seien exemplarisch genannt Welz, Gisela; Lottermann, Annina; Baga, Enikö (Hg.): Projekte der Europäisierung. Kulturanthropologische Forschungsperspektiven. Frankfurt am Main 2009 (Kulturanthropologie Notizen, 78); Schwell, Alexandra: Ethnologie europäisch. Ein (unvollständiger) Überblick über die ethnologische Europaforschung. In: Österreich in Geschichte und Literatur (mit Geographie) 56/2 (2012), S. 137–145; Kaschuba, Wolfgang: Europäisierung als kulturalistisches Projekt? Ethnologische Beobachtungen. In: Hans Joas, Friedrich Jaeger (Hg.): Kulturwissenschaftliche Europaforschungen. Baden-Baden 2008, S. 204–225; Habit, Daniel: Die EUropäisierung Europas. In: Irene Götz et al. (Hg.): Europäische Ethnologie in München. Ein kulturwissenschaftlicher Reader. Münster 2015 (Münchner Beiträge zur Volkskunde 42), S. 111–136; Poehls, Kerstin; Vonderau, Asta (Hg.): Turn to Europe. Kulturanthropologische Europaforschungen. Berlin 2006; Heimerdinger, Timo; Kuhn, Konrad J.: Europäische Ethnologie. Zur Produktivität der offenen Europakonzeption einer akademischen Disziplin. In: Andrea Brait, Stefan Ehrenpreis, Stella Lange (Hg.): Europakonzeptionen. Baden-Baden 2020, S. 169–190, <https://doi.org/10.5771/9783748922469-169>; Jöhler, Reinhard (Hg.): Wo ist Europa? Where is Europe? Où est l'Europe? Dimensionen und Erfahrungen des neuen Europa. Tübingen 2013.

10 Fairclough, Norman: Language and Power. London 2015.

11 Prior, Lindsay; Hughes, David; Peckham, Stephen: The Discursive Turn in Policy Analysis and the Validation of Policy Stories. In: Journal of Social Policy 41/2 (2012), S. 271–289, <https://doi.org/10.1017/S0047279411000821>.

lichen Europäisierungsforschung als Zugang zum Politischen und diskutiere abschliessend an drei Fallbeispielen, wie populäre Narrative über Europa über Alltagsquellen und Alltagspraktiken analysierbar werden.

## Erzählforschung und Narratologie

Narrative verstehe ich mit Silke Meyer als «wiedererkennbare, konstruierte Repräsentationen der sozialen Welt, die Ereignisse zeitlich oder kausal miteinander verknüpfen».<sup>12</sup> Der Zusatz populär markiert hier das Interesse an den alltäglichen Dimensionen von Narrativen in Abgrenzung zu Narrativen, die von politischen Parteien oder Akteuren erzählt werden. Dies ist jedoch wohlgermerkt nicht als konzeptuelle Unterscheidung zu verstehen, sondern als spezifischer empirischer Fokus, der sich auch für die Verbindungen und Bezüge zwischen diesen und jenen interessiert. Dieser weite Narrativbegriff, wie er sich bei vielen Autor:innen der gegenwärtigen Empirischen Kulturwissenschaft finden lässt, unterscheidet sich in einigen Punkten von der «klassischen» Erzählforschung der Volkskunde, die sich insbesondere mit Erzählgattungen wie dem Märchen, der Sage, dem Schwank und der Legende sowie mit deren Motiven, Strukturmerkmalen, historischer Genese und Verbreitung beschäftigt.<sup>13</sup> In der Volkskunde lässt sich ab den 1950er-Jahren eine Perspektivverschiebung in der Erzählforschung ausmachen, die bei Hermann Bausingers Arbeiten über das «alltägliche Erzählen» angesetzt werden kann. Bausinger forderte, erstmals 1952, den Blick von den klassischen Textsorten der Volkskunde zu erweitern auf «Tatsachenerzählungen» aus dem Alltag, in denen etwa über Arbeit und Freizeit erzählt wird.<sup>14</sup> Nicht mehr Strukturmerkmale, Typologien oder Motive zum Beispiel von Märchen stehen damit im Vordergrund, sondern die performativen Elemente von Erzählungen und deren Einbindung in spezifische Kontexte. Daraus erwächst in der weiteren Entwicklung auch der Anspruch, alltägliche Erzählsituationen in ihrer Komplexität ethnografisch zu fassen.<sup>15</sup> Es bestehen in diesem Zusammenhang Verbindungen zur US-amerikanischen Folkloristik, aus

12 Meyer, Silke: Narrativität. In: Timo Heimerdinger, Markus Tauschek (Hg.): Kulturtheoretisch argumentieren. Ein Arbeitsbuch. Stuttgart 2020, S. 323–350, hier S. 324.

13 Röhrich, Lutz: Erzählforschung. In: Rolf Wilhelm Brednich (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001, S. 515–542; Messerli, Alfred: Alte und neue Entwicklungen in der deutschsprachigen und komparatistischen Erzählforschung: Ein Überblick. In: *Fabula* 59/1–2 (2018), S. 128–146, <https://doi.org/10.1515/fabula-2018-0008>; Schenda, Rudolf: Tendenzen der aktuellen volkskundlichen Erzählforschung im deutschsprachigen Raum. In: Isac Chiva, Utz Jeggle (Hg.): *Deutsche Volkskunde – Französische Ethnologie. Zwei Standortbestimmungen*. Frankfurt am Main 1987, S. 271–291; Schneider, Ingo: Über das multidisziplinäre Interesse am Erzählen und die Vielfalt der Erzähltheorien. In: Rolf Wilhelm Brednich (Hg.): *Erzählkultur. Beiträge zur kulturwissenschaftlichen Erzählforschung*. Berlin 2009, S. 3–13; Sedlaczek, Dietmar: Von der Erzählerpersönlichkeit zum Alltäglichen Erzähler. Stationen der volkskundlichen Erzählforschung. In: *Fabula* 38/1–2 (1997), S. 82–100, <https://doi.org/10.1515/fabl.1997.38.1-2.82>.

14 Bausinger, Hermann: *Lebendiges Erzählen. Studien über das Leben volkstümlichen Erzählgutes auf Grund von Untersuchungen im nordöstlichen Württemberg*. Tübingen 1952.

15 Bendix, Regina F.: Zwischen Chaos und Kultur. Zur Ethnographie des Erzählens im ausgehenden 20. Jahrhundert. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 92/2 (1996), S. 169–184.

deren Perspektive etwa Richard Bauman mit einem weiten Erzählbegriff ein Programm der «verbal art as performance»<sup>16</sup> entwirft, bei dem der Akt des Erzählens – die *performance* – immer in Verbindung mit dem Ereignis des Erzählens – der *performance situation* – betrachtet wird. Bauman und Briggs sprechen später von der *emergent quality* der Performanz, also davon, dass über die Performanz selbst deren Kontext erst entsteht und dass so analytische Trennungen zwischen Text und Kontext zu problematisieren seien.<sup>17</sup>

Der Performanzansatz der US-amerikanischen Folkloristik wie auch Entwicklungen innerhalb der deutschsprachigen Erzählforschung sind zudem verbunden mit der «ethnography of speaking»,<sup>18</sup> die der Folklorist und Soziolinguist Dell Hymes entwickelte und die im deutschsprachigen Raum insbesondere durch die Arbeiten von Regina Bendix vertreten werden.<sup>19</sup> Hier wird zum einen der ethnografischen Kommunikationssituation ein grösserer Stellenwert beigemessen, zum anderen geht der Fokus hier auch deutlich weiter als der «verbal art»-Begriff von Bauman und Briggs. Hymes geht es um Muster des Sprechens sowie um die kommunikativen Praktiken und Gewohnheiten sozialer Gruppen. Hymes war damit auch prägend für Entwicklungen innerhalb der linguistischen Anthropologie, in der nun das *speech event* als Analyseeinheit in den Mittelpunkt rückte und im weiteren Verlauf Sprache nicht als Analyseobjekt, sondern als Instrument und als Zugang betrachtet wird.

Analog zu diesen Prämissen versteht Silke Meyer als Vertreterin der oben geschilderten Richtung der Erzählforschung die Narrationsanalyse als kulturwissenschaftliche Methode,<sup>20</sup> bei der über den Zugang der Sprache etwa mit biografischen Interviews gearbeitet wird, um die soziale Positionierung von Menschen in Privatinsolvenz,<sup>21</sup> den Umgang mit Prekarität<sup>22</sup> oder mit Zwangsumsiedlungen im Kontext des Braunkohletagebaus<sup>23</sup> zu analysieren. Überdies ermöglicht es ein wei-

- 16 Bauman, Richard: Verbal Art as Performance. In: *American Anthropologist* 77/2 (1975), S. 290–311, <https://doi.org/10.2307/674535>.
- 17 Bauman, Richard; Briggs, Charles L.: Poetics and Performances as Critical Perspectives on Language and Social Life. In: *Annual Review of Anthropology* 19/1 (1990), S. 59–88, <https://doi.org/10.1146/annurev.an.19.100190.000423>.
- 18 Hymes, Dell: Introduction: Toward Ethnographies of Communication. In: John J. Gumperz, Dell Hymes (Hg.): *The Ethnography of Communication*. Washington 1964, S. 1–34.
- 19 Bendix, Regina: Reden und Essen. Kommunikationsethnographische Ansätze zur Ethnologie der Mahlzeit. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 58 (2004), S. 211–238; Bendix (Anm. 15); vgl. auch Groth, Stefan: Ordnung als Methode und Praxis. Zur Kommunikationsethnografie internationaler Verhandlungen. In: Stefan Groth, Linda M. Mülli (Hg.): *Ordnungen in Alltag und Gesellschaft. Empirisch-kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Würzburg 2019, S. 297–315; Groth, Stefan: Common Ground and Missing Links. German Volkskunde and Language. In: *Anthropological Journal of European Cultures* 24/1 (2015), S. 24–41, <https://doi.org/10.3167/ajec.2015.240103>.
- 20 Meyer, Silke: Was heisst Erzählen? Die Narrationsanalyse als hermeneutische Methode der Europäischen Ethnologie. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 110/2 (2014), S. 243–267.
- 21 Meyer, Silke: *Das Verschuldete Selbst. Narrativer Umgang mit Privatinsolvenz*. Frankfurt am Main 2017 (Arbeit und Alltag 12).
- 22 Sutter, Ove: *Erzählte Prekarität. Autobiografische Verhandlungen von Arbeit und Leben im Postfordismus*. Frankfurt am Main 2013.
- 23 Flor, Valeska: Erzählmacht ist Handlungsmacht ist Deutungsmacht. Coping and Adjustment im Umsiedlungsprozess. In: *Fabula* 59/1–2 (2018), S. 70–91, <https://doi.org/10.1515/fabula-2018-0005>.

tes Verständnis des Narrativbegriffs in Verbindung mit den hier dargelegten weiteren Ansätzen, auch die Wechselwirkungen und Beziehungen zwischen Erzählen und anderen Arten der Kommunikation nachzuvollziehen. Solch ein Verständnis, das auch offen für eine Sicht auf Narrative als Praxis<sup>24</sup> und für diskursanalytische Zugänge zu politischen Prozessen<sup>25</sup> ist, ermöglicht es, die Wechselwirkungen und Beziehungen zwischen Narrativen und anderen Arten der Kommunikation nachzuvollziehen.

## Empirisch-kulturwissenschaftliche Europäisierungsforschung

Ein Feld, in dem dieses Verständnis gewinnbringend zum Einsatz gebracht werden kann, ist die Anthropologie der Institutionen oder Organisationen,<sup>26</sup> die die Arbeitsweisen, die Alltage und die Dynamiken im Rahmen politischer Institutionen aus anthropologisch-kulturwissenschaftlicher Perspektive in den Blick nimmt, und dies auch und besonders innerhalb der EU. Mit *La vie quotidienne au Parlement Européen* legte der französische Ethnologe Marc Abélès 1992 eine pionierhafte Studie über den Alltag im Europaparlament, eine der ersten supranationalen Institutionen Europas, vor.<sup>27</sup> Vor dem Hintergrund eines wachsenden Europas – mit Bezug auf die geografische Grösse wie auf die politische Bedeutung – entstanden diese Forschungen aus der Überzeugung, dass nicht nur politische oder ökonomische, sondern auch «kulturelle Dimensionen»<sup>28</sup> zu analysieren seien, um die Institutionen Europas in ihrer Funktions- und Wirkweise zu verstehen.<sup>29</sup> Neben der Kulturpolitik der EU sind dabei unter anderem die «Bürokrat:innen» oder «eurocrats»<sup>30</sup> der EU analysiert worden; Kerstin Poehls etwa spricht vom «homo europeus», der in Institutionen wie dem Europakolleg ausgebildet werde, um institutionellen,

24 De Fina, Anna: Doing Narrative Analysis from a Narratives-as-Practices Perspective. In: Narrative Inquiry 31/1 (2021), S. 49–71, <https://doi.org/10.1075/ni.20067.def>.

25 Wodak, Ruth: Pragmatics and Critical Discourse Analysis: A Cross-Disciplinary Inquiry. In: Pragmatics & Cognition 15/1 (2007), S. 203–225; Krzyżanowski, Michał; Forchtner, Bernhard: Theories and Concepts in Critical Discourse Studies: Facing Challenges, Moving Beyond Foundations. In: Discourse & Society 27/3 (2016), S. 253–261, <https://doi.org/10.1177/09579265166630900>.

26 Wright, Susan: Anthropology of Organizations. London 2004, <https://doi.org/10.4324/9780203413272>; Bellier, Irène; Wilson, Thomas M. (Hg.): An Anthropology of the European Union. Building, Imagining, and Experiencing the New Europe. Oxford 2000; Müller, Birgit (Hg.): The Gloss of Harmony. The Politics of Policy Making in Multilateral Organisations. London 2013; Niezen, Ronald; Sapiñoli, Maria (Hg.): Palaces of Hope. The Anthropology of Global Organizations. Cambridge 2017, <https://doi.org/10.1017/9781316412190>.

27 Abélès, Marc: La vie quotidienne au Parlement européen. Paris 1992.

28 Shore, Cris: Inventing the «People's Europe»: Critical Approaches to European Community «Cultural Policy». In: Man 28/4 (1993), S. 779–800, <https://doi.org/10.2307/2803997>.

29 Abélès, Marc; Bellier, Irène; McDonald, Maryon: Approche anthropologique de la Commission Européenne. Brussels 1993; Abélès, Marc; Bellier, Irène: La Commission européenne: du compromis culturel à la culture politique du compromis. In: Revue française de science politique 46/3 (1996), S. 431–456.

30 Thedvall, Renita: The EU's Nomads: National Eurocrats in European Policymaking. In: R. A. W. Rhodes, Paul 't Hart, Mirko Noordgraaf (Hg.): Observing Government Elites. Up Close and Personal. Basings- toke 2007, S. 160–179.

auch habituellen und performativen Vorstellungen zu entsprechen.<sup>31</sup> Im Rahmen solcher Studien wird versucht, über die Institutionen Europas und deren Akteure Prozesse der Europäisierung und der europäischen Integration zu verstehen. Teil davon sind auch Forschungen zu spezifischen positiven Narrativen von Europa, etwa im Feld der EU-Kulturpolitik.<sup>32</sup>

Die Forderung «pour une anthropologie des institutions»,<sup>33</sup> die Marc Abélès 1995 aufstellte, wurde Ende der 1990er Jahre von Cris Shore und Sue Wright erweitert in Richtung der Erforschung von *Policys*.<sup>34</sup> Dieses Forschungsprogramm der *anthropology of policy* wurde im weiteren Verlauf in der Empirischen Kulturwissenschaft aufgegriffen und auf unterschiedliche Forschungskontexte angewendet,<sup>35</sup> besonders mit Bezug auf EUropa – die Schreibweise zeigt das analytische Interesse an der Europäischen Union als politisches Projekt an. Zugrunde liegt dabei eine anthropologisch-kulturwissenschaftliche Sicht auf *Policys*<sup>36</sup> als «major instruments through which governments, companies, non-governmental organisations (NGOs), public agencies and international bodies classify and regulate the space and subjects they seek to govern».<sup>37</sup>

Das Interesse richtet sich darauf, was *Policys* für Menschen bedeuten, wie sie deren Alltagsleben berühren, wie Menschen mit *Policys* interagieren und was sie aus ihnen machen. Analog zum hier skizzierten Verständnis von Erzählforschung liegt der Fokus auf Beziehungsgefügen unterschiedlicher Akteure und auf spezifischen Kontexten.

Der analytische Shift weg von Machtzentren und Institutionen der EU hin zu alltäglichen Kontexten und zum Alltag bedeutet jedoch nicht, dass die Verbindungen und Wechselwirkungen vernachlässigt worden wären. Die zahlreichen Studien

31 Poehls, Kerstin: Europa backstage: Expertenwissen, Habitus und kulturelle Codes im Machtfeld der EU. Bielefeld 2009; Lewicki, Pawel: European Bodies? Class and Gender Dynamics among EU Civil Servants in Brussels. In: *Anthropological Journal of European Cultures* 25/2 (2016), S. 116–138, <https://doi.org/10.3167/ajec.2016.250206>; McDonald, Maryon: Trying to be European in Brussels. In: Kerstin Poehls, Asta Vonderau (Hg.): *Turn to Europe. Kulturanthropologische Europaforschungen*. Münster 2006, S. 85–111.

32 Shore (Anm. 28); Shore, Cris: «In uno plures»(?): EU Cultural Policy and the Governance of Europe. In: *Cultural Analysis* 5 (2006), S. 7–26.

33 Abélès, Marc: Pour une anthropologie des institutions. In: *L'Homme* 35/135 (1995), S. 65–85, <https://doi.org/10.3406/hom.1995.369951>.

34 Shore, Cris; Wright, Susan: Conceptualising Policy: Technologies of Governance and the Politics of Visibility. In: Cris Shore, Susan Wright, Davide Però (Hg.): *Policy Worlds. Anthropology and the Analysis of Contemporary Power*. New York 2011, S. 1–25; Wright, Susan; Shore, Cris (Hg.): *Anthropology of Policy: Critical Perspectives on Governance and Power*. London 1997, <http://doi.wiley.com/10.1525/an.2006.47.8.22>.

35 Vgl. insbesondere Adam, Jens; Vonderau, Asta: Formationen des Politischen. Überlegungen zu einer Anthropologie politischer Felder. In: dies. (Hg.): *Formationen des Politischen. Anthropologie politischer Felder*. Bielefeld 2014, S. 7–32, <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839422632>.

36 Ich behalte den englischen Begriff «policy» im Anschluss an die Ausführungen von Adam und Vonderau bei: «Seine Bedeutung lässt sich am direktesten über Bezeichnungen wie Gesundheitspolitik, Rentenpolitik oder Energiepolitik erschließen – also über das Ensemble von Praxen, Techniken und Interaktionsfeldern der Konzipierung, Planung, Aushandlung, Umsetzung, die einen solchen Politikbereich jeweils ausmachen.» Adam/Vonderau (Anm. 35), S. 18.

37 Shore und Wright (Anm. 34), S. 2.

in der deutschsprachigen Empirischen Kulturwissenschaft zur Europäisierungsforschung zeigen stattdessen, so Wolfgang Kaschuba, das Europäische in der Alltagskultur *und* die alltägliche Europäisierung.<sup>38</sup> Sie folgen damit einem prozesshaften Verständnis von Europäisierung im Sinne von Veränderungen und Entwicklungen in unterschiedlichen Feldern des Alltags, die von je spezifisch gelagerten Prozessen und Akteuren Europas gefördert werden und zugleich auf sedimentierte Vorstellungen und Materialitäten verweisen. Eine kritische empirisch-kulturwissenschaftliche Europäisierungsforschung interessiert sich entsprechend nicht – top-down – nur für die unterschiedlichen Policy-Ebenen Europas, sondern insbesondere dafür, wie Prozesse der Europäisierung Einfluss auf spezifische Lebenswelten haben und wie sie durch diese geprägt werden.<sup>39</sup> Sie beleuchtet die europäische Integration als einen kulturellen Prozess, in dem sich Alltagspraktiken, *imaginaries* und soziale Dynamiken herausbilden, die entscheidend auch mit Praktiken des Widerstands verbunden sind und Ambivalenzen erzeugen. Es geht um Verflechtungen, umstrittene Verhandlungen, Prozesse der Ausgrenzung und Versuche, Europa als umstrittene Formation zu regieren. Dabei werden globale, transnationale und grenzüberschreitende Ströme als wesentliche Elemente der relationalen Konstitution von EUropa betrachtet. Die kritisch-reflexive Untersuchung von Europäisierung als historischer, gegenwärtiger und global verflochtener Prozess der politischen, sozialen und kulturellen Gestaltung Europas untersucht Praktiken der Mobilität und des Transnationalismus<sup>40</sup> unter Berücksichtigung transkultureller,<sup>41</sup> normativer<sup>42</sup> und politischer<sup>43</sup> Dimensionen von EUropa in alltäglichen Kontexten und Domänen. Die Beispiele für Forschungen zu diesem Themenkomplex sind zahlreich: Sie reichen von Arbeiten darüber, wie Akteure EU-Förderprogramme für den ländlichen Raum lokal deuten, umsetzen und beeinflussen,<sup>44</sup> über die sozialen

38 Kaschuba (Anm. 9).

39 May, Sarah: Cheese, Commons, and Commerce. On the Politics and Practices of Branding Regional Food. In: *Ethnologia Europaea* 43/2 (2013), S. 62–77; Sperling, Franziska: Energie-Kollektiv – Energie-Autarkie. Lokale Energieproduktions- und -konsumgemeinschaften vor dem Hintergrund politisch indizierter Energieregulierung. In: Jens Adam, Asta Vonderau (Hg.): *Formationen des Politischen. Anthropologie politischer Felder*. Bielefeld 2014, S. 215–238; Welz, Gisela: *European Products. Making and Unmaking Heritage in Cyprus*. New York 2015.

40 Červinková, Hana; Buchowski, Michał; Uherek, Zdenek (Hg.): *Rethinking Ethnography in Central Europe*. New York 2015.

41 Meinhof, Ulrike H.; Triandafyllidou, Anna (Hg.): *Transcultural Europe. Cultural Policy in a Changing Europe*. Houndmills 2006.

42 Cabot, Heath: The European Refugee Crisis and Humanitarian Citizenship in Greece. In: *Ethnos* 84/5 (2019), S. 747–771, <https://doi.org/10.1080/00141844.2018.1529693>; Herzfeld, Michael: The Hypocrisy of European Moralism: Greece and the Politics of Cultural Aggression – Part 1. In: *Anthropology Today* 32/1 (2016), S. 10–13, <https://doi.org/10.1111/1467-8322.12224>; Herzfeld, Michael: The Hypocrisy of European Moralism: Greece and the Politics of Cultural Aggression – Part 2. In: *Anthropology Today* 32/2 (2016), S. 10–13, <https://doi.org/10.1111/1467-8322.12238>.

43 Shore, Cris: Britain, Brexit and Euroscepticism: Anthropological Perspectives on Angry Politics, Technopopulism and the UK Referendum. In: *Anthropological Journal of European Cultures* 30/2 (2021), S. 1–22, <https://doi.org/10.3167/ajec.2021.300201>.

44 Müller, Oliver; Sutter, Ove; Wohlge-muth, Sina: Translating the Bottom-Up Frame. In: *Anthropological Journal of European Cultures* 28/2 (2019), S. 45–65, <https://doi.org/10/gg5mfd>; Müller, Oliver; Sutter, Ove; Wohlge-muth, Sina: Learning to LEADER. Ritualised Performances of «Participation» in Local

Dynamiken, die Polycys zur Auszeichnung von Lebensmitteln auf lokale Produzentinnen in Gang setzen können,<sup>45</sup> bis hin zu Forschungen über die Herausbildung von «European Products», wie Gisela Welz es nennt, die es ohne die unterschiedlichen Polycys der EU so nicht geben würde.<sup>46</sup> Die Europäisierungsforschung befasst sich mit Praktiken der Standardisierung,<sup>47</sup> mit den Auswirkungen der europäischen Kulturerbepolitik<sup>48</sup> und von Infrastrukturprojekten,<sup>49</sup> mit Grenzbeziehungen<sup>50</sup> und mit Migrationspraktiken im Kontext des europäischen Grenzregimes.<sup>51</sup> Die Forschungsrichtung ist ein zentraler Bezugspunkt, um Grensräume, Praktiken der Hybridisierung und transnationale Ströme zu beleuchten, einschliesslich eines analytischen Fokus auf die Beziehungen zwischen Politiken und Alltagspraktiken. Über Europäisierung zu forschen, heisst hier, danach zu fragen, wie diese in alltäglichen Praktiken sichtbar und greifbar wird, welche Widerstände gegen sowie eigensinnige Aneignungen und Übersetzungen von Prozessen der Europäisierung es in spezifischen Alltagspraktiken gibt, und dies anhand alltäglicher Praktiken und eben auch alltäglicher Erzählungen über solche Prozesse.

## Narrative des Euroskeptizismus

Im Folgenden möchte ich nun anhand von vier Themenbereichen skizzieren, wie populäre euroskeptische Narrative gestaltet sein können. Über die Beispiele lassen sich Dimensionen illustrieren, wie über populäre Narrative des Politischen in der Alltagskultur, also anhand von Alltagsquellen und Alltagspraktiken, aus Sicht einer empirisch-kulturwissenschaftlichen Europäisierungsforschung geforscht werden

Arenas of Participatory Rural Governance. In: *Sociologia Ruralis* 60/1 (2020), S. 222–242, <https://doi.org/10.1111/soru.12287>.

45 May (Anm. 39).

46 Welz (Anm. 39).

47 Vonderau, Asta: The Downside of Transparency: Europeanization, Standardization and Disobedient Markets at the Margins of Europe. In: *Lietuvos Etnologija* 15/24 (2015), S. 35–67; Welz, Gisela: Europäisierung als kalkulatives Regime. In: Kerstin Poehls, Asta Vonderau (Hg.): *Turn to Europe. Kulturanthropologische Europaforschungen*. Berlin 2006, S. 11–25.

48 Vos, Claske: Negotiating Serbia's Europeanness. On The Formation and Appropriation of European Heritage Policy in Serbia. In: *History and Anthropology* 22/2 (2011), S. 221–242, <https://doi.org/10.1080/02757206.2011.558584>.

49 Kuligowski, Waldemar: How «Poland Entered Europe»: The Motorway as a Space of Neoliberalism. In: *Transfers* 9/1 (2019), S. 1–19, <https://doi.org/10.3167/TRANS.2019.090102>.

50 Sandberg, Marie: Performing the Border: Cartographic Enactments of the German-Polish Border among German and Polish High-school Pupils. In: *Anthropological Journal of European Cultures* 18/1 (2009), S. 107–128, <https://doi.org/10.3167/ajec.2009.180107>; Schwell, Alexandra: When Worlds Collide: Negotiating Work Ethics on the German-Polish Border. In: *East European Politics and Societies* 31/2 (2017), S. 269–289, <https://doi.org/10.1177/0888325416643163>.

51 Hess, Sabine: «Citizens on the road». Migration, Grenze und die Rekonstitution von Citizenship in Europa. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 112/1 (2016), S. 3–18; Römhild, Regina: Global Heimat. (Post) Migrant Productions of Transnational Space. In: *Anthropological Journal of European Cultures* 27/1 (2018), S. 27–39, <https://doi.org/10.3167/ajec.2018.270106>; Schwertl, Maria: Die Entmenschlichung der Grenze. Zur Bedeutung von Technisierung im europäischen Migrations- und Grenzregime. In: *movements. Journal for Critical Migration and Border Regime Studies* 4/2 (2018), S. 77–101.

kann. Ich nutze hierfür einen weiten und offenen Begriff des Euroskeptizismus, mit dem empirisch jene Narrative in den Blick genommen werden können, die sich kritisch oder skeptisch zu Prozessen der Europäisierung verhalten. Damit geht es mir um die verschiedenen Dynamiken und Muster «in negotiating, adapting or resisting»,<sup>52</sup> die auch darin bestehen können, dass europaskeptische Narrative strategisch genutzt werden, um Prozesse der Europäisierung voranzutreiben und für sich zu nutzen.

Unter dem Begriff Euroskeptizismus verstehe ich das «wide spectrum of sentiments, political strategies, voting behaviours and opinion poll results that mark a degree of opposition to the project of European integration in both Western and Eastern European countries». <sup>53</sup> Im Einklang mit der anthropologischen Forschung zum Euroskeptizismus<sup>54</sup> besteht das Ziel dieses Beitrags darin, Beispiele des Euroskeptizismus in ihren soziokulturellen Kontexten zu verorten und spezifische Praktiken der «contentious Europeanization»<sup>55</sup> zu untersuchen. Dementsprechend argumentiere ich, dass die Bedingungen für die Angemessenheit europaskeptischer Narrative und – im weiteren Sinne – Wahrnehmungen von entscheidender Bedeutung sind, um zu verstehen, wie sie aufgegriffen und verbreitet werden und wie darauf reagiert wird.

## Erzählen über Geld

Ein erstes Beispiel betrifft Narrative über Geld. Karin Bürkert hat am Beispiel von Narrativen über die D-Mark gezeigt, wie materielle Artefakte zum Ausgangspunkt und Thema europaskeptischer Erzählungen werden können.<sup>56</sup> Als Erinnerungsgegenstände sind Münzen und Scheine bei ihren Informant:innen Ausgangspunkt, um über die Situation vor der Währungsunion zu erzählen. Ich zitiere hier kurz aus einem Interview Bürkerts mit einem Informanten, der sich ein Amulett aus einem 5-D-Mark-Stück hat anfertigen lassen: «Ach, Euro! [...] Mir ist es immer noch leid. Wenn die jetzt sagen würden, man kann das wieder rückgängig machen, ich würde sie [die D-Mark] sofort wieder zurücknehmen! [...] Dann wären wir wieder welche [...]. Da war halt Deutschland auch noch was, da hat jede Nation ihr Geld gehabt, und jetzt mit dem Euro, jetzt haben alle Euro. Zum Beispiel die Polen mit

52 Ilieva, Polya; Wilson, Thomas M.: Euroscepticism and Europeanisation at a Margin of Europe. In: *Anthropological Journal of European Cultures* 20/2 (2011), S. 87–113, <https://doi.org/10.3167/ajec.2011.200205>.

53 Ilieva/Wilson (Anm. 52), 90.

54 Wilson, Thomas M.: Fearing Brexit: The Changing Face of Europeanization in the Borderlands of Northern Ireland. In: *Ethnologia Europaea* 50/2 (2020), S. 32–48, <https://doi.org/10.16995/ee.1048>; Gusterson, Hugh: From Brexit to Trump: Anthropology and the Rise of Nationalist Populism. In: *American Ethnologist* 44/2 (2017), S. 209–14, <https://doi.org/10.1111/amet.12469>; Shore (Anm. 43).

55 Karanović, Jelena: Contentious Europeanization: The Paradox of Becoming European through Anti-Patient Activism. In: *Ethnos* 75/3 (2010), S. 252–274, <https://doi.org/10.1080/00141844.2010.509511>.

56 Bürkert, Karin: Wert ohne Geldwert. Die D-Mark als Erinnerungsgegenstand. In: *bricolage* 7/7 (2014), S. 87–106.

ihrem Zloty. Die waren ja früher noch hinter der DDR, so und jetzt haben die auch den Euro. [...] Jetzt ist alles gleich.»

Geld oder ‚Geldschmuck‘ als materielle Artefakte sind hier Anlass, um über Differenzbeziehungen zu anderen EU-Staaten zu erzählen. In den Erzählungen resonieren persönliche Erfahrungen und Bindungen mit Debatten über Wirtschaftspolitik und Nationalismus, und es wird deutlich, dass sich diese unterschiedlichen Ebenen nicht voneinander trennen lassen, sondern erst durch ihre Kontextualisierung verstanden werden können.

Als weiteres materielles Artefakt, das im Zentrum von europaskeptischen Narrativen steht, sei hier der Kassenbon in Griechenland genannt. Als Folge der Finanzkrise wurde dort unter anderem auf Anraten der Troika beschlossen, dass tägliche Ausgaben für Einkäufe – vom Kaffee über die Hose bis zum Sofa – über Kassenzettel genau belegt werden müssen, um diese bei der Steuererklärung auch geltend machen zu können. In ihren Forschungen zur griechischen Austeritätspolitik berichtet Kerstin Poehls davon, wie ihre Informant:innen zugespitzt darüber erzählen, wie sich auf den Schreibtischen der Steuerbehörde prall gefüllte Umschläge mit Hunderten Kassenbons stapeln, die nicht mehr zu bewältigen seien.<sup>57</sup> Hier geht es nicht nur um das Verhältnis von Bürger:innen und staatlicher Finanzbehörde. In diesen häufig anzutreffenden Narrativen über Kassenbons spiegelt sich auch eine Skepsis gegenüber Policies der EU und ihren Folgen, die narrativ im Anschluss an kollektive alltägliche Erfahrungen gedeutet werden. Im Sinne einer «politics of scale» zeigen sich in solchen alltäglichen Narrativen über gemeinsame Erfahrungen auch Interpretationen von Europäisierungsprozessen – vor allem aber auch die Kritik an ihnen.<sup>58</sup> Policies im Bereich der Austerität wie die Kassenzettelregelung werden im Rahmen anthropologisch-kulturwissenschaftlicher Studien bezüglich ihrer «social and cultural effects and meaning»<sup>59</sup> betrachtet, wie Cris Shore und Sally Raudon dies nennen. Es geht hier also um die Auswirkungen auf den Alltag und wie sich solche Prozesse im Alltag zeigen.

Einen weiteren Aspekt hiervon analysiert Daniel Knight, wenn er insbesondere das Verhältnis von offiziellen Narrativen und Gegennarrativen, ebenfalls im Kontext der griechischen Finanzkrise, thematisiert.<sup>60</sup> In Erzählungen über Brot, Bildung und Freiheit verdichten sich Anspielungen auf kollektive Erfahrungen wie auf die griechische Hungerkrise, auf die Antidiktaturproteste und werden darüber besonders wirksam, wohingegen Versuche zentraler politischer Akteure, mit Grosserzählungen über Selbstdisziplin und Sparen als Tugend Sparmassnah-

57 Poehls, Kerstin: Zettelwirtschaft. Consumer Citizenship, Europäisierung und Krisenpolitik in Griechenland. In: Jens Adam, Asta Vonderau (Hg.): Formationen des Politischen. Anthropologie politischer Felder. Bielefeld 2014, S. 305–330.

58 Carr, E. Summerson; Lempert, Michael: Introduction: Pragmatics of Scale. In: dies. (Hg.): Scale. Diss course and Dimensions of Social Life. Berkeley 2016, S. 1–21, <https://doi.org/10.1525/luminos.15>.

59 Raudon, Sally; Shore, Cris: The Eurozone Crisis, Greece and European Integration. Anthropological Perspectives on Austerity in the EU. In: Anthropological Journal of European Cultures 27/1 (2018), S. 64–83, <https://doi.org/10.3167/ajec.2018.270111>.

60 Knight, Daniel M.: Wit and Greece's Economic Crisis: Ironic Slogans, Food, and Antiausterity Sentiments. In: American Ethnologist 42/2 (2015), S. 230–246, <https://doi.org/10.1111/amet.12127>.

men zu legitimieren, persifliert werden. Diese Gegennarrative sind insbesondere deshalb so erfolgreich, weil sie Massnahmen der Troika und Prozesse der Europäisierung einordnen in historische Narrative etwa über die deutsche Besatzung oder die Zeit der Diktatur. Widerstand gegen Fremdbestimmung, sei es durch die Troika, die EU oder durch historische Akteure, wird hier narrativ verarbeitet und über Witze, Graffiti und andere populäre Formate in Umlauf gebracht. Diese narrative Bezugnahme auf die EU als «neue Form des Kolonialismus» zeigt sich auch in anderen Fallstudien und verweist zentral auf wahrgenommene und tatsächliche Statusunterschiede zwischen den *alten* EU-Staaten und jüngeren Mitgliedsländern – als Erzählung vom Verlust eines früheren Status oder von der Angst vor Kontinuität.

### «The Polish plumber»

Diese Differenz zwischen unterschiedlichen Staaten der EU und deren Bürger:innen steht auch im Zentrum des nächsten Beispiels, der Erzählung vom polnischen Klempner. Dabei geht es um das Narrativ, dass polnische Klempner, hier stellvertretend für günstige Arbeitskräfte unterschiedlicher Branchen aus osteuropäischen Staaten, durch Verordnungen der EU die Möglichkeit bekämen, in westlichen EU-Mitgliedsstaaten ihren örtlichen Konkurrent:innen die Arbeitsplätze wegzunehmen. Dorothy Noyes analysiert die Entstehung und Verbreitung dieser euroskeptischen Erzählung im französischen Wahlkampf um die EU-Verfassung im Jahr 2005.<sup>61</sup> Nach ihrer Darstellung wurde der polnische Klempner durch den Gründer und Präsidenten der rechten Partei *Mouvement pour la France*, Philippe de Villiers, in einem Interview mit *Le Figaro* über die Dienstleistungsrichtlinie «into circulation»<sup>62</sup> gebracht. An dem Beispiel werden verschiedene Aspekte deutlich: Zum einen spielt bei solchen Narrativen deren Faktizität eine untergeordnete Rolle – der polnische Klempner ist ein «phantom actor», dessen reale Existenz auch aus der Perspektive der Alltagserzähler:innen nicht vorausgesetzt wird. Er dient als Platzhalter für spezifische Überzeugungen, die durch ihn plastisch werden und narrativ medialisiert werden können. Dies liegt auch daran, dass solche Narrative gut skaliert werden können – nicht die vollständige Erzählung ist notwendig, um ihre Elemente zu evozieren. In diesem Kontext kann man auch von «kernel narratives» sprechen, also von zentralen Bestandteilen von Narrativen, die ausreichen, um ausführlichere Narrative zu referenzieren. Der «polnische Klempner» als Formel reicht dann bereits aus, um auf die entsprechende Erzählung und ihren Kontext zu verweisen. Dies kann sich auch visuell vollziehen. So ist das Narrativ vom polnischen Tourismusverband subversiv für eine Werbekampagne aufgegriffen und

61 Noyes, Dorothy: Blaming the Polish Plumber: Phantom Agents, Invisible Workers, and the Liberal Arena. In: *Journal of International Relations and Development* 22/4 (2019), S. 853–881, <https://doi.org/10.1057/s41268-017-0128-7>.

62 Ebd., S. 861.

umgedeutet worden: Der polnische Klempner signalisiert hier nicht Gefahr, sondern ist ein attraktives nationales Merkmal.

Die Erzählung ist überdies im Brexit-Wahlkampf aufgegriffen worden, einerseits als positives Distinktionsmerkmal für Handwerker:innen aus Osteuropa, die nun mit dem Slogan «Polish plumber» für sich und ihre Leistungen warben, andererseits im Zusammenhang mit rassistischen Übergriffen gegen polnische Immigrant:innen. Die Ambivalenz, die solchen Narrativen eigen ist, wird von unterschiedlichen Publika auch differenziert gedeutet und gewertet. Am Beispiel des «Polish plumber» zeigt sich aber auch, dass sie dazu dienen können, bestimmten Gruppen Rationalität abzusprechen. Noyes schreibt für den französischen Kontext, dass dem Narrativ durch Medien und in politischen Debatten ein grosser Stellenwert beigemessen wurde, es in alltäglichen Erzählungen aber nur eine untergeordnete Rolle spielte. Das Bild einer leichtgläubigen Bevölkerung, die solchen populären Erzählungen auf den Leim gehe und sie zur Grundlage von Wahlentscheidungen mache, könne dann dazu dienen, die Verantwortung für politische Misserfolge wie die Ablehnung des EU-Referendums in Frankreich von sich zu weisen. Dies ist auch von Bedeutung, weil es zeigt, wie schwierig die Unterscheidung zwischen alltäglichen Erzählungen und strategisch lancierten Erzählungen durch Politiker:innen oder andere politische Akteure ist – das sehe ich als wichtiges Argument für eine Forschungsperspektive, die keine ontologische Unterscheidung zieht, sondern auf alltägliche Erzählungen fokussiert und dann Verbindungen nachspürt – oder vice versa.

### «We send the EU ...»

Ein weiteres Beispiel stammt aus meinen aktuellen Forschungen zu populistischen Narrativen, unter anderem in den sozialen Medien. Es geht dabei um die Angemessenheitskriterien («felicity conditions») von Narrativen in spezifischen Kontexten: Welche inhaltlichen, formalen und auch ästhetischen Bedingungen müssen Narrative erfüllen, um angenommen und weiterverbreitet zu werden? Konkret beziehe ich mich hier auf das Narrativ des roten Doppeldeckerbusses, der im Brexit-Wahlkampf zum Einsatz kam. «We send the EU £ 350 million a week, let's fund our NHS instead – Vote Leave» stand auf dem Bus geschrieben, vor dem unter anderen der spätere Premierminister Boris Johnson öffentlichkeitswirksam posierte. Das mit Slogan und Bus verkoppelte Narrativ besagte also: Treten wir aus der Europäischen Union aus, so können wir wöchentlich 350 Millionen Pfund einsparen und damit den National Health Service (NHS), die britische Gesundheitsversorgung, finanziell besser ausstatten. Dass die Summe, 350 Millionen, nicht haltbar ist, wurde unter anderem in Faktenchecks rasch deutlich; darum geht es aber nur sehr nachrangig, wie auch Aussagen des britischen Wahlkampfberaters Dominic Cummings zeigen. Dieser betont, dass ein Betrag von etwa 100 Millionen Pfund realistischer wäre und dass – wesentlich zentraler – die Faktizität der Aussage für die Brexit-Kampagne keine grosse Rolle spielte. Cummings argumentiert, dass

man mit solchen Aussagen Menschen zu Debatten provozieren kann,<sup>63</sup> die zu «epistemic obstacles»,<sup>64</sup> zu epistemischen Hürden würden und so eine Beschäftigung mit relevanteren Themen verhinderten. So ist im Rahmen der medialen Berichterstattung über den Brexit-Wahlkampf wie auch in den sozialen Medien ausgiebig über den NHS-Bus und das damit verbundene Narrativ der Finanzierung des NHS und der EU-Kontributionen diskutiert worden.

Die Geschichte des NHS-Busses ist entsprechend «sticky», lässt sich gut verbreiten und besetzt in der Aufmerksamkeitsökonomie einen zentralen Platz. Das Narrativ ist zudem nicht nur bezüglich seiner Verbreitung erfolgreich, weil es in Debatten über politische Prozesse Aufmerksamkeit auf sich zieht. Es wird zudem von bestimmten Akteursgruppen auch als prinzipiell glaubwürdig empfunden, auch wenn genaue Belege für die Behauptung fehlen oder die Zahl der 350 Millionen Pfund widerlegt wird. Für das Narrativ des NHS-Busses gelten nicht Wahrheit und Faktizität als Leitdimensionen für die Bewertung und Angemessenheit von Narrativen. So muss hinterfragt werden, ob die Leave-Wähler im Brexit-Prozess die Aussage auf dem Bus tatsächlich glaubten oder ob sie die damit verbundene Geschichte für glaubwürdig hielten.<sup>65</sup> Der NHS-Bus ist einer von vielen Fällen, in denen sich politische Prozesse um prominente Behauptungen oder Zahlen drehen, die einer genaueren Prüfung durch Faktenchecks oder Berichterstattung nicht standhalten. Für ein bestimmtes Publikum scheint es jedoch auszureichen, dass sie (truthy) sind, das heisst als wahr genug empfunden werden oder auf einen als angemessen empfundenen narrativen Kern verweisen. Nach einer solchen Sichtweise müssen Aussagen wie die über den NHS-Bus nicht geglaubt werden, um ihren Zweck zu erfüllen. Sie müssen lediglich bis zu einem gewissen Grad glaubwürdig sein, um aufgegriffen zu werden und den politischen Diskurs zu beeinflussen. Narrative wie das des NHS-Busses werden nicht unbedingt geglaubt, sondern als typische Ausdrücke oder Idealtypen spezifischer – und komplexerer – Aussagen genommen. Sie enthalten Ideen, die als wahr, angemessen oder richtig angesehen werden, wie etwa die Aussage, dass das Vereinigte Königreich mit dem Austritt aus der EU seine finanzielle Autonomie zurückgewinnen wird.

Diese verschiedenen epistemischen Formen der Wissensproduktion oder Wahrheitsfindung bringen Glaubenssysteme, normative Rahmen und politische Überzeugungen zusammen. Hier geht es um den «Kern der Geschichte», der sich zum Beispiel durch die Faktizität von Zahlen nicht ändert. Selbst wenn die Zahl

63 Cummings, Dominic: On the Referendum #21: Branching Histories of the 2016 Referendum and «the Frogs Before the Storm», Dominic Cummings's Blog, 9.1. 2017, <https://dominiccummings.com/2017/01/09/on-the-referendum-21-branching-histories-of-the-2016-referendum-and-the-frogs-before-the-storm-2/>, 18. 10. 2022.

64 Stanley, Jason: How Propaganda Works. Princeton 2015, hier S. 260.

65 Vgl. zur Leave-Kampagne und ihren Motiven Spencer, Alexander; Oppermann, Kai: Narrative Genres of Brexit: The Leave Campaign and The Success of Romance. In: *Journal of European Public Policy* 27/5 (2020), S. 666–684, <https://doi.org/10.1080/13501763.2019.1662828>; für eine ethnologische Perspektive auf Gründe für den Brexit vgl. Balthazar, Ana Carolina: Made in Britain: Brexit, Teacups, and the Materiality of the Nation. In: *American Ethnologist* 44/2 (2017), S. 220–224, <https://doi.org/10.1111/amet.12471>.

von 350 Millionen auf 5 Millionen Pfund herunterkorrigiert werden müsste oder sogar negativ ausfiele, bliebe die zugrunde liegende Behauptung über die Autonomie der sonst der EU zugewiesenen Mittel bestehen. Noch wichtiger ist, dass bei der Untersuchung von Geschichten wie dem NHS-Bus normative Überzeugungen, politische Haltungen und soziale Kontexte eine zentrale Rolle spielen und Fragen der Faktizität überschatten. Gerade deshalb ist es wichtig, solche Narrative bezüglich ihrer alltagskulturellen Einbettung zu analysieren;<sup>66</sup> für ihre Verbreitung und für ihren Erfolg ist vielfach weniger relevant, ob sie auf Fakten basieren oder verifiziert wurden, sondern vielmehr, ob sie aus soziokultureller, affektiver oder kontextueller Perspektive angemessen sind.

### «Willkommenskultur»

Ein letztes Beispiel kommt aus dem Bereich der empirisch-kulturwissenschaftlichen Migrationsforschung. In seinen Forschungen über freiwillige Flüchtlingshelfer:innen berichtet Ove Sutter, dass diese ihre Arbeit als Ankämpfen gegen die EU und ihre Policies rahmen und dabei auf populäre Formate zurückgreifen.<sup>67</sup> Aus den Freiwilligen in Norddeutschland, die am Bahnhof Hilfsmittel verteilen und sich für das Bleiberecht von Geflüchteten einsetzen, werden dann die Gallier:innen Goscinnys und Uderzos, die mit Asterix und Obelix an der Spitze gegen die Übermacht des römischen Imperiums, hier stellvertretend für die EU, kämpfen. Solche populären David-gegen-Goliath-Narrative dienen in diesem Kontext dazu, das eigene zivilgesellschaftliche Engagement positiv zu deuten und in einen grösseren, anschlussfähigen Kontext zu stellen. Solche Narrative sind deshalb erfolgreich für die Mobilisierung von Nachahmer:innen, da sie die normative Schlussfolgerung offenlassen. Über die Nutzung bekannter Narrative ist die Schlussfolgerung implizit in diesen enthalten, die Rezipient:innen können so also *selbst* wirksamer interpretieren, dass die freiwilligen Gallier:innen für das Gute und EU-Rom für das Böse stehen.

Deutlich wird hier das Mobilisierungspotenzial von Narrativen für soziale Bewegungen, ebenso aber wiederum deren Ambivalenz. Das Narrativ der «Festung Europa», das in der Selbstdarstellung der Freiwilligen als Kritik an Politiken der Abschottung gedeutet wird, wird gegenwärtig (und wurde in der Vergangenheit) auch als affirmative Formel verwendet, um die Schliessung der europäischen Grenzen zu *fordern*. Reproduzierbare Muster von populären Narrativen, wie David gegen Goliath oder ein Innen gegen ein Aussen, werden für unterschiedliche Zwecke zum Einsatz gebracht. Man kann hier auch von Readymades oder von Blaupausen der Erzählungen sprechen, die dann je spezifisch und mit unterschiedlichen Intentionen auserzählt werden.

66 Vgl. zur Multidimensionalität der Brexit-Debatten Shore (Anm. 43).

67 Sutter, Ove: Narratives of «Welcome Culture»: The Cultural Politics of Voluntary Aid for Refugees. In: Narrative Culture 6/1 (2019), S. 19–43, <https://doi.org/2019040416542503000>.

## Die Alltäglichkeit euroskeptischer Narrative: Ausblick

Die diskutierten Beispiele zeigen unterschiedliche Dimensionen von europaskeptischen Narrativen auf, die ich im Sinne eines Forschungszugangs der Empirischen Kulturwissenschaft skizziert habe. Sie zeigen, wie unterschiedliche Quellen – von Interviews und informellen Gesprächen über Slogans und Selbstdarstellungen sozialer Gruppen bis zu Erzählungen als Teil von Social-Media-Posts – einen Zugang zu alltäglichen Narrativen bieten, die als europakritisch verstanden werden können.

So wird es möglich, spezifisch zu analysieren, wie diese Erzählungen auf Interpretationen von Prozessen der Europäisierung verweisen und wie sie sich dabei zu anderen Erzählungen, auch zu jenen Policy-Narrativen, über die Steinbrück sprach, verhalten. Dadurch, dass Narrative in Alltagskontexten häufig so weit verdichtet sind, dass sie zu «kernel narratives» werden, die sehr anschlussfähig sind und stark skaliert werden können, wird in der Analyse ein starker Kontextbezug wichtig, der im Sinne eines ethnografischen Vorgehens das alltägliche Erzählen und Interpretieren in den Blick nimmt – dies auch und besonders, da europaskeptische Narrative über ihre Skaliertheit und Ambivalenz häufig ein Eigenleben entfalten können. Insbesondere scheint damit eine Analyse der lebensweltlichen Konditionen von europaskeptischen Narrativen angezeigt zu sein, um deren Kontexte und Erfolgsbedingungen in dem Moment verstehen zu können, in dem sie erfolgreich sind und überdies einen erheblichen Einfluss haben auf die Interpretation und Annahme von Transformationsprozessen in Europa.

Über den hier skizzierten Forschungszugang, der die bislang nur im Ansatz zusammen diskutierten Felder der Europäisierungs- und Erzählforschung zusammenführt, lassen sich auch solche Narrative in den Blick nehmen, die bislang von einer empirisch-kulturwissenschaftlichen Europäisierungsforschung vernachlässigt worden sind, die sich eher mit institutionellen Erzählungen und offiziellen Diskursen beschäftigt, aber alltägliche, populäre Narrative vernachlässigt hat. Und überdies lassen sich über eine Erweiterung des erzählforscherischen Zugangs, der bislang vor allem die Rolle von Erzählungen für biografische Selbstverständnisse untersucht hat, auch pragmatische Elemente des Sprechens fassen. Mit dem kontextualisierenden, (kommunikations)ethnografisch verdichteten Blick auf das Erzählen von europaskeptischen Narrativen wird deren Einfluss nicht nur auf konkrete Alltage, sondern auch auf den alltäglichen *Umgang* mit Europäisierungsprozessen deutlich. Ein solcher Blick auf die Alltäglichkeit europaskeptischer Narrative, der Erzählen als Handeln begreift, vermag dann über ihre Situierung zu zeigen, wie sie gestaltet und in spezifische Kontexte eingebunden sind, die sie auch selbst hervorbringen.

# Kurse als Brennglas

## Eine kulturanthropologische Systematisierung

HANNAH KANZ, INGA WILKE

### Abstract

In diesem Beitrag wird eine Definition von Kursen als kommerzielle Formate der Wissens-, Fähigkeits- und Erfahrungsvermittlung entwickelt, in denen Akteur:innen als Gemeinschaft auf Zeit, vorstrukturiert durch die sozialen Rollen Leiter:innen und Teilnehmer:innen sowie Anbieter:innen und Konsument:innen, zusammenkommen, um einen Lernbedarf zu bearbeiten. Kurse konzentrieren in einem raumzeitlich und sozial definierten Rahmen, was ihre Akteur:innen als lernens- und erlebenswert ansehen – sie fungieren so als Brennglas für kulturelle Ordnungen und Logiken. Der Beitrag entwirft eine Systematik zur Beschreibung, Erforschung und Analyse von Kursen als kulturelles Format. Abgeleitet davon diskutieren wir, wie sich diese Merkmale in Herausforderungen für die Feldforschung niederschlagen. Abschliessend beleuchten wir die folgenden analytischen Potenziale, die wir im Phänomen angelegt sehen: Selbstoptimierung, das Verhältnis zum Alltag sowie Kommerzialisierung und Kommodifizierung.

*Keywords: formats of mediation, ethnography, research practice, diagnosis of the present, cultural order*

*Vermittlungsformate, Ethnografie, Forschungspraxis, Gegenwartsdiagnose, kulturelle Ordnungen*

Ein Blick in die Programme von Volkshochschulen offenbart ein breit gefächertes Angebot von Kursen, die thematisch von Töpfern über Fremdsprachen bis hin zur gewaltfreien Kommunikation reichen. Über den Besuch klassischer Bildungseinrichtungen wie Schule und Universität hinaus haben Interessierte die Möglichkeit, sich in kommerziellen Angeboten zu Themen weiterzubilden und praktische Erfahrungen zu sammeln. Die Vielfältigkeit der Alltage bildet sich dabei auch in einem umfassenden Kursangebot ab. Gleichzeitig gibt das Angebot bereits Hinweise darauf, welche Lernbedarfe Menschen sich selbst und anderen attestieren. Kurse sind ein alltägliches und weitverbreitetes Phänomen.

Das Format Kurs bildet auch das verbindende Element unserer beiden Dissertationsforschungen.<sup>1</sup> Hannah Kanz arbeitet aktuell im Rahmen ihrer Dissertation zu Digital Detox.<sup>2</sup> Digital Detox fungiert dabei als Feld- und Sammelbegriff für Versuche, sich der Onlinevernetzung und digitalen Medientechnologien temporär zu entziehen. Neben alltäglichem Medienverzicht fallen in dieses Praxisfeld auch Digital-Detox-Camps, in denen Akteur:innen zusammenkommen, um mit Menschen und Natur in Kontakt zu treten und Raum zu schaffen für die «Freude am Offline-Sein, die Distanz zu Gewohntem und das bewusste Zeit nehmen».<sup>3</sup> Bereits für ihre Masterarbeit bewegte sich Hannah Kanz in Kurskontexten. Dafür forschte sie in einer Laktationsberatungsgruppe zu Diskursivierungen des Kinderschlafs.<sup>4</sup> Inga Wilke beschäftigte sich in ihrer Promotionsforschung mit Mussekursen.<sup>5</sup> Gemeint sind damit Kursangebote im Bereich Achtsamkeit und Entschleunigung, die eine Absage an Arbeit, Stress und Leistungserwartungen formulieren und Freiräume für ein bestimmtes zeitliches, räumliches, soziales und körperliches Erleben bieten wollen. Das Erkenntnisinteresse zielt auf die Frage ab, inwiefern die Kursakteur:innen mit und in den Kursen eine Gegenwartsdiagnose entwerfen und (ihre) Gegenwart auf diese Weise bearbeitbar machen wollen.

Aus der Arbeit an unseren Forschungsprojekten ist eine Diskussion über Kurse als kulturelles Format entstanden, die wir in diesem Artikel nachzeichnen wollen. Wir gehen der übergreifenden Frage nach, wie sich Kurse aus definitivischen, methodischen und theoretischen Blickwinkeln systematisieren lassen. Unsere These ist, dass Kurse einen Brennglascharakter besitzen, der sie für kultur-anthropologische Forschung prädestiniert. Sie versammeln Akteur:innen, Wissen, Materialitäten und Praktiken zu soziokulturellen und zeitgenössischen Problemstellungen innerhalb eines definierten Zeitraums an einem festgelegten Ort. Kurse (re)produzieren kulturelle Ordnungen und Logiken durch die Aushandlung gesellschaftlich virulenter Themen in einem überschaubaren und definierbaren Rahmen in verdichteter Form.

- 1 In Anknüpfung an diverse im Fach geführte Debatten (Writing Culture, Krise der Repräsentation) und in Anbetracht dessen, dass in diesem Artikel ausgehend von zwei konkreten Forschungen allgemeinere Überlegungen formuliert werden, erscheint es wichtig, als Autorinnen des Textes mit konkreten Sprecherinnenpositionen in Erscheinung zu treten. Das Wir dieses Textes ist daher nicht kollektivierend zu verstehen, sondern meint ganz konkret die beiden Autorinnen. An den Stellen des Textes, die konkrete Forschungssituationen schildern, wird die jeweilige Forscherin zur besseren Verständlichkeit namentlich genannt.
- 2 Das laufende Dissertationsprojekt wird seit dem Jahr 2020 unter dem Arbeitstitel *Digital Detox, Ausschalten, Abschalten. Entnetzung als soziale Praxis* an der Universität Freiburg bearbeitet und von Prof. Dr. Timo Heimerdinger betreut.
- 3 Das Zitat stammt von dem Onlineauftritt einer Kursanbieterin, in dem ihre Philosophie vorgestellt wird. Aufgrund der Anonymisierung kann diese Quelle hier nicht zitiert werden; sie liegt Hannah Kanz vor.
- 4 Kanz, Hannah: Augenringe als Erfolgsnachweis. Deutungsmuster und diskursive Praktiken in einer Laktationsberatungsgruppe. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXXIII/122/1 (2019), S. 3–27.
- 5 Das abgeschlossene Dissertationsprojekt wurde im Rahmen des Sonderforschungsbereichs 1015 «Muße. Grenzen, Raumzeitlichkeit, Praktiken» im Teilprojekt G6 «Muße lernen? Freie Zeit, Kreativität und Entschleunigung im Kontext von Leistungssteigerung und Selbstoptimierung» (Leitung: Prof. Dr. Markus Tauschek) an der Universität Freiburg durchgeführt (gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft, Projektnummer 197396619).

In der Kulturanthropologie und in der qualitativen Soziologie existieren bereits vereinzelte Studien, die Themen und Praktiken in den Blick nehmen, die in Kurssettings verhandelt werden. Die Sozialanthropologin Charlotte Faircloth erforschte die soziokulturellen Positionierungen von Müttern, die sich für das Langzeitstillen entschieden haben und sich La Leche Liga sowie bindungsorientierten Erziehungsmethoden zuordnen. Dafür nahm sie an wöchentlich stattfindenden Stillgruppen in Paris und London teil.<sup>6</sup> Die Digitalanthropologin Theodora Sutton beschäftigte sich in ihrer Dissertation mit der kulturellen Bedeutung von Antitechniknarrativen und forschte dafür im *Camp Grounded*. Dabei handelt es sich um ein in Kalifornien angesiedeltes Sommercamp, in dem Erwachsene über mehrere Tage hinweg zusammenkommen, um gemeinsam offline zu sein.<sup>7</sup> Die Kulturanthropologin Aurelia Ehrensperger ethnografierte das achtwöchige Achtsamkeitsprogramm *Mindfulness-Based Stress Reduction* aus einer leibphänomenologischen Perspektive daraufhin, wie das Atmen dort angeleitet und erfahren wird.<sup>8</sup> Stärker praxistheoretisch argumentiert der Soziologe Alexander Antony, der Atemkurse erforscht hat, indem er anhand dieses Feldes die Herstellung von leiblicher Kompetenz als «Bestandteil der normativen Infrastruktur von Praktiken»<sup>9</sup> herausarbeitet. Die Soziologin Michal Pagis hat Meditationskurse in Israel und den USA teilnehmend erforscht und dabei insbesondere auf Selbstreflexivität, Erfahrungswissen und *embodiment* fokussiert.<sup>10</sup>

Diese Publikationen vereint, dass die Forschungen in soziokulturellen Settings stattfanden, die wir im Rahmen dieses Artikels unter dem Oberbegriff Kurs zusammenfassen. Die Autor:innen dieser Studien leisten zentrale Reflexionen zu den von ihnen im engeren Sinn erforschten Themen des Atmens, der Meditation oder des *intensive parenting*. Das Format Kurs tritt dabei allerdings zugunsten der Verortung innerhalb anderer empirischer, inhaltlicher und theoretischer Kontexte in den Hintergrund. Ehrensperger verortet die im Kurs vorgefundenen Atemübungen etwa im Achtsamkeitsdiskurs, während Antony die empirischen Beispiele heranzieht, um praxistheoretische Erkenntnisse abzuleiten. In beiden Fällen beziehen die Autor:innen die Rolle des Kursformats in der Formierung ihres beobachteten Gegenstands nicht explizit in die Analyse mit ein. Eine Ausnahme hiervon bildet die Dissertation von Elisabeth Timm zu Benimmkursen. Sie erforschte, wie in diesen Praxiszusammenhängen über die Vermittlung und das Erlernen von richtigem Verhalten Distinktion praktiziert wird und «wie sich dadurch soziale Schließung

6 Faircloth, Charlotte: *Militant Lactivism? Attachment Parenting and Intensive Motherhood in the UK and France*. New York, Oxford 2013.

7 Sutton, Theodora: *Digital Re-Enchantment: Tribal Belonging, New Age Science and the Search for Happiness in a Digital Detoxing Community*, Dissertation Universität Oxford 2021, <https://ora.ox.ac.uk/objects/uuid:dd83e6d0-aa32-4c4e-b925-5cdb505a60c9>, 30. 3. 2022, S. 10.

8 Ehrensperger, Aurelia: *Atem-Wege. Erkundungen zu Luftverschmutzung, Atemnot und Achtsamkeit*. Zürich 2020, S. 148.

9 Antony, Alexander: *Normativität unter der Haut. Zur Produktion leiblicher (In-)Kompetenz am Beispiel einer Ethnographie der Atemarbeit*. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 44/3 (2019), S. 313–331, hier S. 317.

10 Pagis, Michal: *Inward. Vipassana Meditation and the Embodiment of the Self*. Chicago, London 2019.

ergibt».<sup>11</sup> Dabei zog sie auch explizit die unterschiedlichen Rollen von Lehrenden und Teilnehmer:innen, die Lerninhalte sowie die strukturellen Bedingungen der Kurse in ihre Analyse mit ein. Auch wenn Timm bereits in diese Richtung argumentiert, fehlt bislang eine systematische Reflexion von Kursen als kulturelles Format und kulturanthropologisches Forschungsfeld.

Hier setzt der vorliegende Beitrag an, indem er eine Systematik zur Beschreibung, Erforschung und Analyse von Kursen als kulturelles Format entwickelt. Es ist daher nicht unser Anliegen, analytische Aussagen über die Phänomene Musse, Kinderschlaf oder Digital Detox zu treffen. Wir bauen auf unserer Forschungserfahrung im Bereich der Musse-, Laktations- und Digital-Detox-Kurse auf, verfolgen aber den Anspruch, grundsätzlicher und breiter über Kurse nachzudenken. Daher ziehen wir Beobachtungen aus unseren Forschungsfeldern nur punktuell und exemplarisch als empirische Befunde für systematische Überlegungen zum heterogenen Feld Kurs heran.

In diesem Artikel nähern wir uns Kursen in drei Schritten: Zunächst nehmen wir anhand verbindender Merkmale eine Definition von Kursen vor, bevor wir, zweitens, die Charakteristika der Feldforschung in Kursen herausarbeiten. Wir greifen dabei jene ethnografischen Besonderheiten unserer Forschungen heraus, die wir als Daten über das Feld lesen und die es uns erlauben, das im ersten Teil formulierte Verständnis von Kursen weiter zu schärfen. Im dritten Abschnitt beleuchten wir verschiedene analytische Potenziale, die Kurse als lohnendes Feld einer Kulturanalyse erkennen lassen. Zuerst scheint es naheliegend, Kurse im Licht von Selbstformung oder Selbstoptimierung zu deuten. Um gouvernementale Argumente der Selbst- und Fremdsteuerung nicht monolithisch zu setzen, scheint es uns wichtig, weitere analytische Perspektiven aufzumachen. Dies geschieht in Form eines Fokus auf die Relation von Kurs und Alltag sowie durch die Dimensionen der Kommerzialisierung und Kommodifizierung. In Bezug auf diese analytischen Potenziale sowie auf die im Weiteren vorgelegten konzeptionellen Überlegungen verstehen wir diesen Beitrag als Diskussionsanstoss, der den Bedarf an weiterer empirischer Erforschung verdeutlicht.

## Kurse definieren

Begriffe wie Kurs, Seminar, Workshop, Retreat oder Camp sind etymologisch mit unterschiedlichen Konnotationen verbunden. «Seminar» und «Kurs» leiten sich beide aus dem Lateinischen ab und beziehen sich seit dem 16. beziehungsweise 17. Jahrhundert auf die Vermittlung von Wissen im Sinne einer Lehrveranstaltung.<sup>12</sup> Die Begriffe Workshop und Retreat hingegen sind aus dem Englischen übernommen. Durch seine Zweitbedeutung als Werkstatt deutet der Begriff Workshop auf

11 Timm, Elisabeth: Ausgrenzung mit Stil. Über den heutigen Umgang mit Benimmregeln. Münster 2001, S. 271.

12 [www.degruyter.com/database/KLUGE/entry/kluge.10333/html](http://www.degruyter.com/database/KLUGE/entry/kluge.10333/html), 30. 3. 2022; [www.degruyter.com/database/KLUGE/entry/kluge.6374/html](http://www.degruyter.com/database/KLUGE/entry/kluge.6374/html), 30. 3. 2022.

den praktischen und partizipativen Charakter hin. Retreat hingegen macht den ausseralltäglichen Charakter stark, der die Veranstaltung als Rückzugsort markiert, um sich abgeschottet von mundanen Belangen einem Thema intensiv zu widmen. Der ebenfalls aus dem Englischen übernommene Begriff des Camps betont einen abgesteckten Raum, an dem Teilnehmer:innen zusammenkommen, um gemeinsam etwas zu erleben. Im Folgenden verwenden wir den Ausdruck «Kurs» als Oberbegriff für das soeben skizzierte semantische Feld.

Um dieses sehr breite Phänomen zu kartieren, schlagen wir hier ausgehend von den Beobachtungen in unseren Forschungsprojekten eine Definition anhand von vier Charakteristika vor. Dieser Definitionsversuch zielt darauf ab, den ausdifferenzierten und diversen Komplex Kurs kulturanthropologisch fassbar zu machen, ohne ihn auf unsere Felder hin engzuführen, die den Ausgangspunkt der Überlegungen bilden.

Die Kurse stellen – erstes Charakteristikum – eine Vergemeinschaftung auf Zeit dar. Akteur:innen, Dinge und Praktiken kommen vorübergehend zusammen. Der Kurs findet in einem bestimmten Zeitraum statt und folgt inhaltlich einer Programmstruktur. Räumlich-materielle Merkmale lassen sich anhand der Eigenschaften des Kursortes und der Kursdinge fassen. Dazu zählen etwa die Lage des Seminarhauses, die Ausstattung des Gruppenraums oder die Nutzung des Geländes. Kurse bieten die Möglichkeit, sich in einem dem Alltag enthobenen Setting auszutauschen und sich gegenseitig zu beraten.<sup>13</sup> Die Teilnehmenden suchen in Kursen Anregungen und Hilfestellungen für allerlei Lebensthemen oder wünschen sich Unterstützung beim Erlernen und Ausbau von Fähigkeiten und Kompetenzen. Im Sinne einer didaktischen Unterscheidung nach sogenannten Sozialformen handelt es sich also um synchron repräsentierte Formate im Unterschied zur asynchron individuellen Wissensaneignung.<sup>14</sup> Teilnehmer:innen wollen Inhalte in der Gruppe unter der Anleitung bestimmter, ausgewählter Personen kennenlernen und einüben – ein Erlebnis, das Ratgeber<sup>15</sup> und Youtube-Tutorials nicht bieten können.

Ein zweites Charakteristikum ist ein dem Kurs vorgelagerter Lernbedarf. Konzeptionell zielen Kurse darauf ab, dass die Teilnehmenden eine neue Kompetenz erlernen oder eine Erfahrung machen wollen. Die Anbieter:innen geben mit ihrem Kursangebot ein Problem<sup>16</sup> – im Sinne einer Aufgabe – vor, dessen Bearbeitung

13 Zu dieser sozialen Dynamik vgl. Kanz (Anm. 4).

14 Vgl. [www.digitallernen.ch/themen/glossar/#synchron](http://www.digitallernen.ch/themen/glossar/#synchron), 30. 11. 2022.

15 Im Gegensatz zu Kursen sind die konkreten Umsetzungen von Ratgebern im Alltag für die empirische Forschung kaum greifbar. Laut Heimerdinger deuten sie eher auf Wünsche und Sorgen und weniger auf Meinungen und Praktiken hin. Heimerdinger, Timo: Zwangloser Zwang? Lebensratgeber-Literatur, Selbstformung und Alltagspragmatik. In: Ruth Conrad, Roland Kipke (Hg.): Selbstformung. Beiträge zur Aufklärung einer menschlichen Praxis. Münster 2015, S. 97–113, S. 106. Siehe ausserdem Scholz, Sylka; Lenz, Karl: Ratgeber erforschen. Eine wissenssoziologische Diskursanalyse von Ehe-, Beziehungs- und Erziehungsratgebern. In: Sylka Scholz (Hg.): In Liebe verbunden. Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis heute. Bielefeld 2013, S. 49–75; Bänziger, Peter-Paul et al. (Hg.): Fragen Sie Dr. Sex! Ratgeberkommunikation und die mediale Konstruktion des Sexuellen. Berlin 2010.

16 Problem bezeichnet hier nicht – wie im alltagssprachlichen Gebrauch – das negativ konnotierte Herr ausstellen einer Schwierigkeit. Vielmehr geht es uns um das – zunächst wertfreie – Formulieren einer

mithilfe von Zielsetzung und Lösungswegen im Kurs erfolgt. Im Bereich der Digital-Detox-Kurse werden etwa über die Kursankündigungen wirkmächtige diskursive Rahmungen der Abhängigkeit und des Suchtpotenzials von digitalen Medien aufgemacht. Vor dem Hintergrund dieser Problematisierung bieten die Kurse eine «regenerative Kommunikationspause im Offline-Modus»<sup>17</sup> und formulieren damit direkt ein Lösungsangebot. Dies rückt die Kurse in die Nähe von Beratungsangeboten.<sup>18</sup> Die Motivation der Teilnehmer:innen kann von einem lockeren Interesse und der Neugier, etwas Neues auszuprobieren, bis hin zu einem Gefühl des Kompetenz- oder Erfahrungsmangels reichen.

In den Kursen liegt – drittes Charakteristikum – eine Aufteilung in die Rollen Leiter:innen und Teilnehmer:innen vor. Diesen Rollen ist strukturell eine Asymmetrie eingeschrieben: Die Leiter:innen verfügen (idealtypisch) über mehr Wissen, Macht und Expertise als die Teilnehmer:innen. In ihrer Funktion als Veranstalter:innen übernehmen die Anbieter:innen Tätigkeiten wie das Moderieren, Anleiten und Organisieren. Sie können den Teilnehmer:innen in unterschiedlichem Masse Gestaltungsspielräume und Mitbestimmungsmöglichkeiten eröffnen. Die Teilnehmer:innen sind in diesem Rollenverhältnis je nach Konzeption als Lernende oder auch als Mitgestaltende aufgerufen. Praxistheoretisch betrachtet, stellen alle Akteur:innen gemeinsam das Feld Kurs durch ihre Praktiken, Erfahrungen und Diskurse her. Aus kulturanthropologischer Perspektive ist besonders interessant, wie dieses vermeintlich klare Rollen- und Machtverhältnis im Einzelnen ausgestaltet wird. Die Art der Aneignung der Kursinhalte durch die Teilnehmer:innen ist eigensinnig und teilweise widerständig, wodurch sich für die Analyse besonders aufschlussreiche Situationen ergeben können. In einem Mussekurs wurden die Teilnehmer:innen, nachdem sie gerade von einer Gehmeditation draussen wieder in den Kursraum zurückgekommen waren, von den Leiter:innen erneut dazu aufgefordert, nach draussen zu gehen und einen Wahrnehmungsspaziergang zu machen. Einige Teilnehmer:innen fanden die Abfolge der Übungen so nicht sinnvoll und entschieden sich, der Aufforderung nicht nachzukommen, sondern stattdessen ins Café des Kurszentrums zu gehen.

Als viertes Charakteristikum sind Kurse kommerzielle Angebote, die in Markt- und Warenlogiken eingebunden sind. Die Teilnehmer:innen zahlen für ihre Teilnahme eine Gebühr und/oder die Anbieter:innen werden für ihre Tätigkeit entlohnt. Die Kommerzialität der Kurse rückt die Figur des/der Anbieter:in als

Aufgabe, die es zu bearbeiten gilt, um eine Zielsetzung zu erreichen. Das Problem bildet so einen Nexus zwischen einem Thema, dessen Bearbeitung und einem formulierten Ziel.

17 [www.thedigitaldetox.de/](http://www.thedigitaldetox.de/), 5. 10. 2022

18 Eine weitere definitorische Schärfung des Konzepts Kurs hält die Abgrenzung von psychotherapeutischen Angeboten bereit. Auch wenn sich auf analytischer Ebene mithilfe des sozialwissenschaftlichen Stichworts «Therapeutisierung», siehe Maasen, Sabine (Hg.): *Das beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den <langen> Siebzigern*. Bielefeld 2014, durchaus Parallelen ziehen lassen, gehen Kurse nicht von individuellen klinisch-psychologischen Diagnosen aus. Sofern Kurse mit Problematisierungen operieren, so beziehen diese sich vielmehr – wie im Fall von Musse- oder Digital-Detox-Kursen – auf diskursiv-verallgemeinernde Diagnosen gesellschaftlicher Entwicklungen (häufig in kulturkritischem Duktus).

Verkäufer:in von Wissen, Können und Erfahrungen in den Fokus. Diese Expertise kann sich sowohl aus einer formalen und institutionell verankerten Ausbildung ableiten als auch aus beruflichen oder biografischen Werdegängen, die sie in den Augen der Teilnehmenden für ihr kostenpflichtiges Angebot qualifizieren. Stillberaterinnen beziehen als Kursleiterinnen ihre Legitimation sowohl aus ihrer Ausbildung, die in Organisationen wie La Leche Liga institutionalisiert ist, als auch aus ihren persönlichen Erfahrungen als Mütter und damit aus ihrem Körperwissen. Die Teilnehmenden hingegen haben die Rolle von Konsument:innen, die Erfahrungen, Wissen und Kompetenzen als Ware erwerben und aktiv konsumieren können. Dadurch sind Kurse in kulturelle Praktiken von Angebot und Nachfrage sowie Einkauf und Verkauf eingebunden.

Aus den Charakteristika ergibt sich somit folgende Definition: Kurse sind kommerzielle Formate der Wissens-, Fähigkeits- und Erfahrungsvermittlung, in denen Akteur:innen als Gemeinschaft auf Zeit vorstrukturiert durch die sozialen Rollen Leiter:innen und Teilnehmer:innen sowie Anbieter:innen und Konsument:innen zusammenkommen, um einen empfundenen Lernbedarf zu bearbeiten. Für sich genommen sind diese Charakteristika keine Alleinstellungsmerkmale für das Feld. In ihrem Zusammenwirken jedoch sind sie konstitutiv für die Konstellation Kurs. Aus diesen definitorischen Merkmalen ergeben sich Anforderungen für die empirische Erforschung, die wir im folgenden Teil beleuchten.

## Kurse als Feld

In unseren Feldforschungen in Kursen sind wir methodischen Fragen und Besonderheiten begegnet, die nicht nur von den Herausforderungen des Ethnografierens sprechen. Wir interpretieren diese Besonderheiten als Aussagen über das Forschungsfeld. Ihre Reflexion soll hier dazu eingesetzt werden, die angestrebte Systematisierung von Kursen aus einem methodisch-methodologischen Blickwinkel weiter zu schärfen.

Die Kursankündigungen, etwa im Internet oder als Aushänge veröffentlicht, arbeiten je nach Thema mit unterschiedlichen Begriffen, formulieren aber meist den konstatierten Lernbedarf und das gemachte Lösungsangebot explizit aus. Im Fall von Mussekursen ordnen die Leiter:innen ihr Angebot in Diskurse von Be- und Entschleunigung, Achtsamkeit und Zeitwohlstand ein. Praktiken und Konzepte, die für den Kurs angekündigt werden, wie etwa Meditation, Feldenkrais oder Waldbaden, spannen ein semantisches Netz auf, das für die weitere Samplebildung herangezogen werden kann. Durch die Ankündigungen (und späteren Teilnahmen) wurden feldrelevante Praktiken, Techniken und Konzepte wie Meditation oder Achtsamkeit als gegenwärtige Ausformungen von Musse in Kursform erkennbar. Als Quelle sagen diese Texte primär etwas über die Konzeptionen der Anbieter:innen aus. Die Teilnehmer:innen werden in den Ankündigungen bereits als Konsument:innen antizipiert. Um ihre Perspektive zu erheben, sind jedoch andere methodische Zugänge notwendig.

## Zugang bekommen

Die Art und Weise, wie ethnografische Forschung in Kursen umgesetzt werden kann, ist eng an die Strukturbedingungen des Feldes geknüpft. Die Eigenlogiken von Kursen zeigen sich explizit im Feldzugang, nämlich durch den kommerziellen Rahmen, die Konzeption als sozial strukturierte Räume und die zugangsregulierende Rolle der Anbieter:innen.

Der kommerziellen Struktur entsprechend, muss eine Gebühr entrichtet werden, um an einem Kurs teilnehmen zu können. Um Zugang zu bekommen, muss also zuerst Geld gegen die Möglichkeit der Partizipation am Kurs getauscht werden.<sup>19</sup> Da Kurse Zugangsbeschränkungen unterliegen, sind sie kein uneingeschränkter Teil der Öffentlichkeit, sondern bilden ein in sich geschlossenes System. Da aber gleichzeitig der Zugang erkaufte werden kann, bilden Kurse auch nicht per se einen Privatraum. Sie bewegen sich durch ihren kommerziellen Hintergrund in einem Spannungsfeld zwischen Intimität und Teilöffentlichkeit. Damit unterscheiden sich Kurse als Feld vermeintlich von anderen Forschungssituationen, in denen der primäre Zugang über den Aufbau von sozialen Kontakten und Vertrauen hergestellt werden muss. Bei genauerer Betrachtung lassen sich forschungsethische Fragen aber nicht finanziell lösen. Durch die Teilnahmegebühr ist erst die Teilnahme der Forschenden in der Rolle einer Konsumentin oder eines Konsumenten legitimiert. Dies ersetzt nicht die Notwendigkeit, im Feld aus ethischen und praktischen Gründen über die eigene Forschung und Rolle zu informieren und Vertrauen aufzubauen. Der kommerzielle Hintergrund bedingt ein weiteres Spezifikum der forschenden Teilnahme an Kursen: Es kann passieren, dass die Forscherin unter den Verdacht gerät, sich das Vorgehen und damit das Geschäftsmodell der Anbieterin zu eigen machen zu wollen.<sup>20</sup>

Die Kurse und die Zugänge zu ihnen sind durch soziale, kulturelle und rechtliche Regeln definiert. Für bestimmte Kurse, besonders im Segment der Selbsterfahrungskurse, spielt die symbolische Verfasstheit als geschützter Raum eine wichtige Rolle. Sie bedingt die Zugangsmöglichkeiten, das Selbstverständnis der Gruppe und das Erleben im Kurs. Der Kurs steht dann – so zumindest der Anspruch – für eine sichere, vertrauensvolle und intime Atmosphäre. Bei der Kontaktaufnahme mit Anbieter:innen von Mussekursen machte Inga Wilke mehrmals die Erfahrung, dass sie die Teilnahme einer Forscherin mit einer bestimmten Begründung ablehnten oder zumindest bedenklich fanden: Die Anbieter:innen fühlten sich für das Wohlbefinden und den Schutz ihrer Teilnehmer:innen verantwortlich. Sie machten

19 Forschungspraktisch wirft das Fragen der Finanzierung des Forschungsprojektes auf, was aufgrund der prekären Finanzierungsbedingungen, unter denen Promotionen häufig durchgeführt werden, eine Herausforderung sein kann.

20 Vgl. dazu Kohn, Christian: «Zweigleisig mit einem Wort». Versuch einer dichten Beschreibung des Arbeitsalltags freier Trauerredner unter Berücksichtigung der kulturwissenschaftlichen Kategorien Wandel und Kontinuität, Dissertation Universität Tübingen 2016, S. 73 f., [https://publikationen.uni-tuebingen.de/xmlui/bitstream/handle/10900/82777/Diss\\_ChristianKohn\\_ZweigleisigmiteinemWort.pdf?sequence=1&isAllowed=y](https://publikationen.uni-tuebingen.de/xmlui/bitstream/handle/10900/82777/Diss_ChristianKohn_ZweigleisigmiteinemWort.pdf?sequence=1&isAllowed=y), 30. 3. 2022; Sieferle, Barbara: Zu Fuss nach Mariazell. Ethnographie über die Körperlichkeit des Pilgerns. Münster, New York 2017, S. 55.

sich Sorgen, dass die Teilnehmer:innen in ihrem Kurserlebnis gestört werden könnten. Darin zeigt sich auch die Befürchtung, als Anbieterin einen schlechten Ruf zu bekommen und somit wirtschaftlich geschädigt zu werden. Inga Wilke wurde aus diesen Gründen – zumindest bei der ersten Kontaktaufnahme – als Eindringende bewertet, die den Kurs als geschützten Raum bedrohte.

Bestimmte Anmeldeprozedere müssen Teilnehmer:innen wie Forscher:innen gleichermaßen durchlaufen. Der Zugang wird dabei massgeblich dadurch strukturiert, wie die Anbieter:innen ihre Rolle und ihren Kurs verstehen. Die Anbieter:innen entscheiden also, wer Zugang zum Kurs bekommt und wie sich die Gruppe zusammensetzt. Das betrifft sowohl die reguläre Teilnahme als auch speziell die Teilnahme als Forscherin. Die Anbieter:innen geben Möglichkeiten der Registrierung vor, die bestimmte Daten der Teilnehmer:innen abfragen. Hier werden beispielsweise Erfahrungsstufen oder Bedarfe erhoben, um die Teilnehmer:innen einschätzen und den Kurs passend zusammensetzen zu können. Bei einem der erforschten Digital-Detox-Camps fragte die Anmeldemaske neben Namen, Kontaktdaten und einer persönlichen Nachricht auch über ein eigenes Eingabefeld den «Beitrag» der Teilnehmer:innen ab. Die Anbieter:innen erwarteten, dass die Teilnehmer:innen eigene Ideen für Aktivitäten einbrachten und so als Mitgestalter:innen des Kursgeschehens auftraten. Wer bei «mein Beitrag» einfach Geld anbiete, werde sofort aussortiert, wie die Leiter:innen später im Kurs erklärten.

Die Zugangsmöglichkeiten machen deutlich, in welchen Spannungsfeldern sich die Kurse als kulturelle Phänomene bewegen: Sie sind zugleich ein teilöffentlicher und ein geschützter Raum. Sie bewegen sich in einem kommerziellen und marktwirtschaftlichen Rahmen, setzen aber zugleich mit Vertrauen und Intimität auf andere, nämlich sozial-kulturelle Währungen. Ethnograf:innen müssen die Anmeldemodalitäten und teilweise -hürden wie alle anderen Teilnehmer:innen durchlaufen und sie gleichzeitig als Feldzugang reflektieren. Diese Bedingungen geben einen Rahmen für die Kurspraxis vor, durch die sich der Kurs als Interaktionsraum konstituiert.

## Teilnehmen und dokumentieren

In der teilnehmenden Beobachtung in Kursen versuchen Ethnograf:innen, sich den Erfahrungen, die mit einer Teilnahme verbunden sind, anzunähern. Die für ethnografische Forschung typische und gewollte Fremdheitserfahrung am Beginn der Feldforschung spiegelt sich im Feld der Kurse auch in der Wahrnehmung der Teilnehmer:innen. Die Gruppe kommt in diesem Setting und in dieser Zusammensetzung meistens zum ersten (und häufig auch einzigen) Mal zusammen, sodass auch die Teilnehmenden mit ihnen unbekanntem Menschen zu tun haben und ihre Rolle im Gruppengefüge finden müssen.

Die Wahrnehmungen und Erfahrungen der Ethnograf:innen während der teilnehmenden Beobachtung ermöglichen Erkenntnisse, die sich über die diskursive Ebene nicht erheben lassen. Im praktischen Vollzug der Digital-Detox-Kurse wurde

etwa deutlich, dass die Abwesenheit digitaler Geräte auch weitgehend mit einer Abwesenheit von Zeitmessung einhergeht. Diese Orientierungslosigkeit im Hinblick auf Zeitstrukturen äusserte sich sowohl im Empfinden der Forscherin als auch darin, dass Zeitlichkeit als Gesprächsthema im Kurs einen wichtigen Platz einnahm. Diesem Befund zum Trotz spielte Zeitwahrnehmung in den nachgelagerten Interviews keine Rolle.

Der Feldforschungsstil – also die Art und Weise, wie Forscher:innen ihre Beobachtungen und ihre Teilnahme im Spannungsfeld zwischen Nähe und Distanz zur Kurspraxis und den Akteur:innen umsetzen – orientiert sich an den impliziten Logiken und explizit ausgesprochenen Regeln des Kurses. Einige Kurse können ein immersives Sichhineingeben mehr erfordern als andere, vor allem wenn sie stärker auf das körperlich-sinnlich-emotionale Erleben ausgerichtet sind. Ein Tanzkurs etwa bedingt ein bewegtes Mitmachen, bei dem die Kursinhalte für Forscher:innen auf eine andere Weise erfahrbar – und damit erforschbar – werden, als es beispielsweise in einem Excel-Kurs der Fall ist. Die Anforderungen der Teilnehmer:inrolle können mit denen der Forscher:inrolle kollidieren, wenn Kurse eine Konzentration auf sich selbst als Teilnehmer:in verlangen. In Inga Wilkes Feldforschung in Mussekursen wurde diese Spannung zwischen Teilnehmen und Forschen besonders dadurch spürbar, dass die Kurse in ihrem Kern auf ein Abschalten, Entspannen und Loslassen abzielten und damit Modi des Arbeitens und Leistens explizit ausklammerten. In diesem Setting zu forschen, bedeutete eine Gratwanderung zwischen Ansprüchen an etablierte Qualitätsmerkmale von guter Feldforschung einerseits und einer den Feldlogiken angemessenen Teilnahme andererseits. Sollte die Entspannung zugelassen werden oder geht dann das Kursgeschehen aus der forschenden Wahrnehmung verloren? Erschöpft die Feldforschung oder bildet sich der Kursinhalt, nämlich die angestrebte Entspannung, am eigenen Körper ab? Neben den methodischen Herausforderungen beinhalteten diese Fragen relevante Erkenntnisse über die Mussekurse, zum Beispiel die Ambivalenz von Musse als Arbeit am Selbst, die wiederum in die inhaltliche Analyse einfließen konnten.

Die inhaltlichen und zeitlichen Abläufe der Kurse haben zudem auch Einfluss darauf, wie Feldnotizen angefertigt werden können. Bei einem dichten Programm bleibt schlichtweg keine Zeit, um ausführliche Feldnotizen zu schreiben. In solchen Fällen gilt es abzuwägen, welche Feldforschungsstrategie verfolgt werden sollte: In manchen Kursen ist es wichtig, immersiv forschend möglichst die gesamte Kurspraxis mizu erleben und die Dokumentation (zumindest grösstenteils) auf die Zeit nach dem Kurs zu verschieben. Neben diesem zeitökonomischen Aspekt der Forschungsorganisation geben die Reaktionen des Feldes auf Dokumentationspraktiken Hinweise auf den unterschiedlichen Umgang mit und Stellenwert von verschriftlichtem Wissen. Das Mitschreiben, sofern es offen passierte, wurde in den Digital-Detox-Kursen mit Interesse verfolgt. Mit der Frage «Was schreibst du da?» markierten die Teilnehmer:innen das Protokollieren als unübliche Praktik. Nachdem Hannah Kanz erklärt hatte, dass dies zu ihrer Arbeit als Forscherin gehöre, gaben die Teilnehmer:innen gleichsam ihre Erfahrungen zu Protokoll, die ihnen für das Verständnis des Kurses als wichtig erschienen. In der Laktations-

beratungsgruppe hingegen wurde Hannah Kanz als Forscherin eher mit einer Praktikantin gleichgesetzt, die sich in dieser Funktion ganz selbstverständlich und unhinterfragt Notizen machen konnte.

In den Kursen stehen unterschiedliche Rollen zur Verfügung, die Ethnograf:innen zugewiesen werden oder von ihnen eingenommen werden können: die Schüler:innen, die Suchenden, die Expert:innen usw. In einem Mussekurs rief die Anbieter:in Inga Wilke in der Gesamtgruppe explizit als wissenschaftliche Expertin für Musse auf, deren Anwesenheit als Qualitätsmerkmal für den Kurs präsentiert wurde. Die Aushandlung der Deutungshoheit über den Kurs zwischen Forscher:in und Anbieter:in kann aber auch Konfliktpotenzial bergen, vor allem wenn Anbieter:innen ein hohes Sendungsbewusstsein haben und eine kulturanthropologische Analyse des Kurses, die dekonstruierend vorgeht, als Kritik empfinden. Ausserdem können hier Wettbewerbslogiken negativ zum Tragen kommen, nämlich wenn Anbieter:innen fürchten, dass ihr Angebot für potenzielle Kund:innen als weniger attraktiv erscheinen könnte. Diese Aushandlung der Deutungshoheit beginnt bei der Feldforschung, muss aber nicht zuletzt am Schreibtisch bei der Verschriftlichung mitreflektiert werden.<sup>21</sup>

Wie wir hier gezeigt haben, navigieren Ethnograf:innen durch den Interaktionsraum Kurs, indem sie Entscheidungen für ihre forschende Teilnahme treffen, die den Kurslogiken entsprechen. Dabei spielt die Charakterisierung der Kurse als Vermittlungs- und Lernformate eine zentrale Rolle. Der Lernanspruch ist den Kursen eingeschrieben und wird in den Kursen explizit thematisiert. Die legitime und erfolgreiche Teilnahme – sowohl für die Teilnehmer:innen als auch für die Ethnograf:innen – zeigt sich an der Lernerfahrung, sei es in einem Zugewinn an Kompetenzen (Schmuck herstellen können) oder einem Zuwachs an leiblicher Erfahrung (Bewegungsabläufe einer Kletterroute einüben). Soziale Rollen sowie zeitliche, räumliche und soziale Bedingungen der Kurse konfigurieren sich um den Lernanspruch und das Lernen und formen so die Kurspraxis. Auffassungen von Wissen und Können und die Art und Weise, wie diese vermittelt werden, bedingen, wie in den Kursen geforscht werden kann.

## Kurse analysieren

Im Folgenden führen wir mögliche analytische Zugänge näher aus, die auf das Potenzial der kulturanthropologischen Erforschung von Kursen verweisen: Praktiken der Selbstoptimierung in Kursen, das Verhältnis von Kurs und Alltag und die Kommerzialisierung der Kurse. Wir haben diese Perspektiven herausgegriffen, weil sie sich in unseren Augen auf das Phänomen Kurs in seiner thematischen Breite anwenden lassen. Die Fragen, die wir dabei jeweils aufwerfen, sind als Leitfragen für weitere Forschungsvorhaben gedacht und daher auch als Ausblick zu verstehen.

21 Vgl. Warneken, Bernd Jürgen; Wittel, Andreas: Die neue Angst vor dem Feld. Ethnographisches research up am Beispiel der Unternehmensforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 93/1 (1997), S. 1–16, S. 12.

Wir gehen an diesen Stellen beispielhaft auf unsere eigenen Forschungen ein, um mögliche Antworten auf diese Fragen zu liefern.

In Kursen soll, so unsere definitorische Festlegung, einem konstatierten Lernbedarf entsprechend, an sich selbst, am eigenen Wissen und Können gearbeitet werden. Anschliessend an diesen deklarierten Lernbedarf liegt es nahe, die Kurse analytisch als Formate der Selbstformung in den Blick zu nehmen. Diese in erster Linie soziologisch geprägte Analyseperspektive operiert mit dem Foucault'schen Vokabular der Technologien des Selbst und der Gouvernamentalität.<sup>22</sup> Sie richtet ihr Augenmerk darauf, wie Subjekte gesellschaftliche Anrufungen – etwa gesund, glücklich und leistungsfähig zu sein<sup>23</sup> – verinnerlichen, eigenverantwortlich umsetzen, sich damit selbst disziplinieren und anhand soziokultureller Massgaben optimieren.

Kurse scheinen ein Paradebeispiel für diese seit den 1980er Jahren in den Kultur- und Sozialwissenschaften dominante Forschungsperspektive zu sein.<sup>24</sup> Sie bieten Möglichkeiten der Arbeit am Selbst und stützen damit Bestrebungen zur Selbstoptimierung. Das trifft zweifellos nicht auf alle Kurse im selben Masse zu, allerdings lassen sich viele Kurse aufgrund ihrer Bedingungen und Inhalte sowie der Deutungen ihrer Teilnehmer:innen auf diese Weise interpretieren. Um Aspekte der Selbstformung herauszuarbeiten, kann daher gefragt werden, welche problematisierenden Deutungen die Kurse jeweils verhandeln, welche Lösungsstrategien sie anbieten und wie sie ihre Teilnehmer:innen damit zur Selbstverbesserung anleiten. Auf unsere Forschungsfelder bezogen bedeutet das: Sowohl in Mussekursen als auch in Digital-Detox-Kursen werden Räume der Selbstreflexion und Selbsterkenntnis im praktischen Vollzug hergestellt, die eine Arbeit am Selbst explizit ermöglichen sollen.<sup>25</sup> In beiden Fällen werden die Kurse diskursiv durch eine Problem diagnose gerahmt, die Defizite sichtbar machen soll. Das alltägliche Leben, so die Diagnose, sei durch Stress und Überforderung geprägt, die etwa aus Übervernetzung, einem Zuviel an kommunikativen Anforderungen oder von Leistungsimperativen abgeleitet werden. Die Kurse zielen mehr oder minder explizit auf

- 22 Foucault, Michel: Technologien des Selbst. In: Luther H. Martin, Huck Gutman, Patrick H. Hutton (Hg.): Technologien des Selbst. Frankfurt am Main 1993, S. 24–62; Foucault, Michel: Geschichte der Gouvernamentalität I. Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Vorlesung am Collège de France 1977–1978, Frankfurt am Main 2004.
- 23 Siehe zum Beispiel zu Gesundheit Mazumdar, Pravu: Gesundheitsimperativ. In: Gregor Hensen, Peter Hensen (Hg.): Gesundheitswesen und Sozialstaat. Gesundheitsförderung zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Wiesbaden 2008, S. 349–360, insbesondere S. 355; siehe zum Wellnessdiskurs beispielsweise Duttweiler, Stefanie: Wellness als Gesundheitszwang? In: Hans-Wolfgang Hoefert, Christoph Klotter (Hg.): Gesundheitszwänge. Lengerich 2013, S. 338–349; siehe zu Therapiekultur und zum kulturellen Imperativ des Glücklichseins Cabanas, Edgar; Illouz, Eva: Manufacturing Happy Citizens. How the Science and Industry of Happiness Control our Lives. Cambridge, Medford 2019; allgemeiner King, Vera; Gerisch, Benigna; Rosa, Hartmut: Lost in Perfection. Impacts of Optimisation on Culture and Psyche. Abingdon, New York 2019.
- 24 Ortner, Sherry B.: Dark Anthropology and its Others. Theory Since the Eighties. In: HAU. Journal of Ethnographic Theory 6/1 (2016), S. 47–73, hier S. 49.
- 25 Tauschek, Markus; Wilke, Inga: Muße als Arbeit? Selbst- und Gesellschaftskonstruktionen im Kontext von Muße-Angeboten. In: Inga Wilke et al. (Hg.): Produktive Unproduktivität. Zum Verhältnis von Arbeit und Muße. Tübingen 2021, S. 181–197.

eine Verbesserung des Selbst ab. Die Akteur:innen der Musse- und Digital-Detox-Kurse sollen und wollen sich in ihrem Alltag entspannter und gelassener fühlen, mit Belastungen umgehen lernen, achtsamer und aufmerksamer werden. Im Zuge der Problematisierungen produzieren die Kurse bestimmte Menschenbilder: In beiden Kursformaten wird ein fremdgesteuertes und sich selbst entfremdetes Subjekt entworfen, das Handlungsmacht zurückerobern muss. Im einen Fall stemmt es sich gegen übermächtige digitale Konzerne, im anderen gegen gesellschaftliche Leistungszwänge.

Während insbesondere unsere beiden Themenfelder von Freiwilligkeit und damit Selbstformung und -optimierung geprägt sind, sollte nicht aus dem Blick geraten, dass es andere Kurse gibt, die stärker institutionalisiert und damit durch äusseren Zwang geprägt sind. Einen Zwangscharakter bekommen Kurse, wenn die Teilnahme zur Voraussetzung für den Zugang zu lebensweltlichen Ressourcen gemacht wird. Zu denken wäre hier zum Beispiel an die sogenannten Wertekurse für Geflüchtete,<sup>26</sup> die zur Bedingung für den Aufenthalt in einem sicheren Land gemacht werden. Auch Fortbildungsmassnahmen für Menschen ohne Erwerbsarbeit, die zur Bedingung für die kontinuierliche Zahlung von Arbeitslosengeld gemacht werden, fallen in diese Kategorie.

Gouvernementale Fremd- und Selbststeuerungsargumente können als grosse Rahmenerzählung durchaus erkenntnisfördernd sein. Sie sollten in der kulturanthropologischen Analyse jedoch eher als Startpunkt angesehen werden, von dem aus nach dem konkreten Umgang in den Alltagen gefragt und dabei auf Umdeutungen, Ambivalenzen und Widerständigkeiten geachtet werden kann.<sup>27</sup> Um sich der Vielschichtigkeit von Selbstoptimierungsansprüchen anzunähern, ist eine akteur:innenzentrierte und praxisbezogene Mikroperspektive notwendig. Aus kulturwissenschaftlicher Sicht ist klar, dass der Selbstoptimierungsimperativ in seinen Auswirkungen nicht determinierend gedacht werden kann. Die Frage nach Handlungsspielräumen der Akteur:innen verspricht gehaltvollere Ergebnisse als ein zu starker Fokus auf Regime und Regierungsweisen, die die Subjekte – laut dieser Perspektive – fremdsteuern.<sup>28</sup> Insbesondere durch einen Fokus auf Momente und

26 Unter dem Titel «Werte- und Orientierungskurs» wurden in Österreich im Jahr 2015 zuerst freiwillige und später verpflichtende Fortbildungen zur Integration von Asyl- und subsidiär Schutzberechtigten eingerichtet. Laut Homepage des Integrationsfonds stellen die Inhalte des Kurses «neben Deutschkenntnissen und dem Einstieg in den Arbeitsmarkt eine zentrale Voraussetzung für die erfolgreiche Integration» dar, [www.integrationsfonds.at/kurse/werte-und-orientierungskurse](http://www.integrationsfonds.at/kurse/werte-und-orientierungskurse), 23. 1. 2023. Im Jahr 2022 wurde die Zahl der zu absolvierenden Stunden von acht auf vierundzwanzig angehoben. In Deutschland existiert dieses Format unter dem Namen «Orientierungskurs» als Teil eines Integrationskurses, der von der Ausländerbehörde angeordnet werden kann.

27 Dieses Bild der Akteur:innen abseits des geknechteten und leidenden Subjekts, das stärker kreative Handlungspotenziale in den Blick nimmt, greift auch die *anthropology of the good* auf, die sich in den letzten Jahren vornehmlich im englischsprachigen Raum formiert hat und als Perspektive zunehmend auch Einzug in deutschsprachige Fachdiskurse hält. Vgl. Hinrichsen, Jan: Moralische Problematisierungen, oder: Wozu soll eine Ethnografie des «guten Lebens» gut sein? In: Jan Hinrichsen, Monique Scheer (Hg.): *Forme[l]n des guten Lebens. Ethnografische Erkundungen alltäglicher Aushandlungen von Glück und Moral*. Tübingen 2019, S. 7–43.

28 Vgl. dazu Heimerdinger (Anm. 15), S. 99 f., sowie Wolff, Eberhard: *Kulturelle und gesellschaftliche*

Strategien des eigensinnigen, kreativen und selbstbestimmten Handelns geraten etwa Selbstorgepraktiken und die Gestaltung des guten Lebens in den Blick.<sup>29</sup>

Gouvernementalität und Selbstoptimierung bilden für die Betrachtung von Kursen ein dominantes Analyseparadigma.<sup>30</sup> Alternativ und ergänzend dazu möchten wir weitere analytische Perspektiven aufzeigen. Eine zweite interpretative Stossrichtung, die wir in Kursangeboten angelegt sehen, bezieht sich auf das Verhältnis von Kurs und Alltag. Kurse beziehen sich zunächst in Form einer Kontrast- und Referenzfolie auf den Alltag, da das zu bearbeitende Problem aus Alltagserfahrungen abgeleitet wird. Darüber hinaus sollen die erarbeiteten Kompetenzen in den Alltag transferiert werden. Dabei liegen analytisch und emisch unterschiedliche Verständnisse des Alltagsbegriffs vor. Mussekurse bilden aus kulturtheoretischer Perspektive einen Teil des Alltags. Auch in vermeintlich ausseralltäglichen Settings, wie zum Beispiel dem Urlaub, werden Menschen den Alltag nicht los, da laut Hermann Bausinger «die Strukturen des Alltäglichen in uns stecken».<sup>31</sup> Das bedeutet, dass alltägliche Strukturen in Form von Praktiken, Diskursen und Materialitäten auch in Kursen wirken. Aus Sicht der Feldakteur:innen wiederum ist es strategisch sinnvoll, die Kurse als Gegenwelten zum Alltag zu entwerfen und Alltag und Kurs damit klar voneinander abzugrenzen. So sollen Musseerfahrungen, die es im problematischen Alltag nicht geben kann, in einem ausseralltäglichen Raum realisierbar werden.

Anhand der Kurse lässt sich ausserdem die These von der Verwissenschaftlichung des Alltags stützen, laut der wissenschaftliches Spezial- und Expert:innenwissen alle Lebensbereiche durchdringt.<sup>32</sup> Als «aktive Wissenssubjekte»<sup>33</sup> bilden sich Akteur:innen aus teilweise widerstreitenden Quellen eine eigene Meinung und leiten daraus Handlungsweisen ab. Kurse sind Orte der Aushandlung von Wissen, da in ihnen Wissensbestände vermittelt und angeeignet werden.<sup>34</sup> Wie bereits ausgeführt, legitimieren Stillberaterinnen ihre Expertise sowohl aus ihrer eigenen Mutterschaft und Still Erfahrung als auch aus ihrer Ausbildung. Durch solche argumentativen und praktischen Strategien positionieren sich Anbietende

Zwänge des Gesundseins – am Beispiel des neueren Übergewichtsdiskurses. In: Hans-Wolfgang Hoert, Christoph Klotter (Hg.): Gesundheitszwänge. Lengerich 2013, S. 54–74, hier S. 67 f.

29 Vgl. Wilke, Inga: Wohlbefinden durch «Hinspüren». Reflexives und relationales Erzählen von Gesundheit im Kontext von Entspannungs- und Achtsamkeitsangeboten. In: Letizia Dieckmann, Julian Menninger, Michael Navratil (Hg.): Gesundheit erzählen. Ästhetik – Performanz – Ideologie. Berlin 2021, S. 163–185.

30 Ortner (Anm. 24), S. 51 f.

31 Bausinger, Hermann: Grenzenlos ... Ein Blick auf den modernen Tourismus. In: Hermann Bausinger, Klaus Beyrer, Gottfried Korff (Hg.): Reisekultur. Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus. 2. Auflage. München 1999, S. 343–353, hier S. 351.

32 Beck, Stefan: Verwissenschaftlichung des Alltags? Volkskundliche Perspektiven am Beispiel der Ernährungskultur. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 97/2 (2001), S. 213–229, hier S. 213.

33 Knecht, Michi; Hess, Sabine: Reflexive Medikalisierung im Feld moderner Reproduktionstechnologien. Zum aktiven Einsatz von Wissensressourcen in gendertheoretischer Perspektive. In: Nikola Langreiter et al. (Hg.): Wissen und Geschlecht. Beiträge der 11. Arbeitstagung der Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Wien, Februar 2007. Wien 2008, S. 169–194, hier S. 172.

34 Siehe auch Kanz (Anm. 4), S. 14.

als Expert:innen für ihr Gebiet. Sie treten dadurch an die Seite von Ärzt:innen, die sich lange diskursbestimmend zu Fragen der Säuglingsernährung äusserten. Medizinische Ratschläge werden sogar unter Verweis auf die veraltete Ausbildung von Ärzt:innen und mangelnde Vereinbarkeit mit dem gelebten Alltag infrage gestellt. Darin zeigt sich, wie die Gemengelage aus divergierenden Expert:innenmeinungen und -wissen zu allen Lebensthemen und alltagsweltlichen Problemen auch einen Raum für neue Expertise eröffnet hat, die sich nicht mehr primär aus Ausbildung und formaler Qualifikation speist, sondern häufig aus der eigenen Lebenserfahrung abgeleitet wird.<sup>35</sup>

Die Expertise der Kursleiter:innen bietet einen Baustein dafür, dass sich die Kurse vermarkten lassen. Damit ist eine dritte analytische Perspektive benannt: die Kommerzialisierung und Kommodifizierung als soziokulturelle Praxis.<sup>36</sup> Für die kapitalistischen Gesellschaften, in denen kulturanthropologische Forschung in den meisten Fällen verortet ist, können marktwirtschaftliche Prinzipien als universelle Strukturbedingungen angenommen werden. Sie sind kulturell bedingt und daher für die kulturwissenschaftliche Analyse zugänglich und interessant. Aufgrund der von Regina Bendix konstatierten «kulturellen Praxis der Zuschreibung von Wert»<sup>37</sup> lässt sich fragen, welchen Einfluss der kommerzielle Charakter auf die Kurspraxis und auf das Erleben der Akteur:innen hat.

Durch die Teilnahmegebühr erhalten die Kurse einen unmittelbaren monetären Wert. Die Teilnehmenden sind bereit, Geld für die Kurse zu investieren. Diese Tatsache lenkt das Augenmerk auf die Frage, welche sozialen Ein- und Ausschlüsse mit der Kursteilnahme verbunden sind – oder anders gefragt: Wer kann sich einen Kursbesuch (nicht nur) finanziell leisten? In unseren Feldern bedeutet das konkret: Wer kann sich Musse oder Digital Detox in Kursform leisten? In manchen Detox-Kursen wird dieser Aspekt auch von den Anbieter:innen selbst reflektiert, indem zum Beispiel ein «Preis der Würde» angeboten wird. Im Rahmen dieses Preises wird bei den Kursen eine limitierte Anzahl Plätze für Menschen mit weniger finanziellen Ressourcen freigehalten. Anstatt die festgesetzte reguläre Teilnahmegebühr zu zahlen, können sie selbst einen Preis nennen, den sie «zahlen können, wollen oder müssen, um Ihre Würde zu behalten»,<sup>38</sup> und trotzdem teilnehmen.

Die Inwertsetzung im Kontext von Kursen geschieht auch durch die Quantifizierung und Qualifizierung von (Lern-)Erfahrungen. Viele Kurse können etwa mit (Teilnahme-)Zertifikaten abgeschlossen werden und unterliegen damit einer quan-

35 Zur Ausdifferenzierung von Expertise im Bereich der Elternschaft siehe etwa Lee, Ellie: *Experts and Parenting Culture*. In: Ellie Lee et al. (Hg.): *Parenting Culture Studies*. Basingstoke 2014, S. 51–75, hier S. 63–65.

36 Dazu grundlegend Appadurai, Arjun (Hg.): *The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective*. Cambridge 1986.

37 Bendix, Regina: *Dynamiken der In-Wertsetzung von Kultur(erbe). Akteure und Kontexte im Lauf eines Jahrhunderts*. In: Burkhard Schnepel, Felix Girke, Eva-Maria Knoll (Hg.): *Kultur all inclusive. Identität, Tradition und Kulturerbe im Zeitalter des Massentourismus*. Bielefeld 2014, S. 45–73, hier S. 51.

38 Dieses Zitat sowie der Begriff «Preis der Würde» stammen aus dem Werbematerial eines Offline-Kurses. Aufgrund der Anonymisierung kann diese Quelle hier nicht zitiert werden; sie liegt Hannah Kanz vor.

tifizierten Valorisierung. Diese Zertifikate werden durch Institutionen gestützt, die den Dokumenten Legitimität verleihen. In Sprachkursen können beispielsweise verschiedene Niveaus erreicht werden, die sich nach einem festgelegten Kriterienkatalog richten und so Vergleichbarkeit herstellen sollen. Wenn die Vergleichbarkeit nicht auf einer inhaltlichen Ebene hergestellt werden kann, werden beispielsweise Zeiteinheiten auf Zertifikaten angegeben, um so den Lernaufwand messbar zu machen. Eine weitere Ebene der Valorisierung wird etwa durch Krankenkassen vorgenommen, die im Sinne der Selbst(vor)sorge ihre Mitglieder durch Punktesysteme belohnen, wenn sie bestimmte – per Definition gesundheitsförderliche – Kurse absolvieren. Der Wert, den der Kurs für die Teilnehmenden hat, kann nicht gemessen oder zertifiziert werden, sondern er ergibt sich aus dem Erlebnis heraus, also als Bedeutungszuschreibung durch die Akteur:innen.<sup>39</sup> Das ist etwa für die von uns untersuchten Musse- und Digital-Detox-Kurse der Fall.

Aus der Perspektive der Kommodifizierung stellen Kurse und ihre Inhalte Waren dar, die verkauft und konsumiert werden können. Der Umstand, dass Anbieter:innen ihr Wissen, ihr Können und ihre Erfahrungen in Kursform verkaufen und Teilnehmer:innen sich ihre Teilnahme erkaufen, weist dem Kursgeschehen eine gesellschaftliche Wichtigkeit und Wertigkeit zu. Kurse stellen ein Format dar, innerhalb dessen immaterielle Inhalte wie verkörperte Techniken, Wissensbestände, Kompetenzen und Formen des Erlebens zu Waren gemacht und käuflich erworben werden können.<sup>40</sup> Auf einer dinglich-materiellen Ebene schliessen sich Fragen danach an, welche konsumierbaren Gegenstände mit den Kursen verbunden sind – zu denken wäre hier in unseren Feldern beispielsweise an Meditationskissen, Smartphone-Boxen<sup>41</sup> oder Yoga-Kleidung.

## Resümee: Kurse kulturalanthropologisch erforschen

Kurse halten als kulturelles Format Potenziale für die kulturalanthropologische Forschung bereit. Um angeboten und nachgefragt zu werden, müssen die Kursinhalte anschlussfähig an gesellschaftliche (und damit subjektive) Bedürfnislagen sein und auf kulturelle Vorstellungen, Setzungen und gesellschaftliche Diskurse zurückgreifen. Dass im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts sowohl Musse als auch Digital Detox in Form von Kursen bearbeitet werden, ist nicht beliebig, sondern Ausdruck soziokultureller Bedingungen, zum Beispiel Anforderungen bezüglich Leistungsfähigkeit und Erreichbarkeit. Diese Selbstformierung gewisser

39 Mit Blick auf Reckwitz' Theorie der Singularität kann der Erlebnischarakter einer Erfahrung selbst wieder dazu eingesetzt werden, eine Valorisierung zu erzeugen. Siehe Reckwitz, Andreas: Die Gesellschaft der Singularitäten. Zur Kulturalisierung des Sozialen. In: Hubertus Busche et al. (Hg.): Kultur. Interdisziplinäre Zugänge. Wiesbaden 2018, S. 45–62, hier S. 55.

40 Vgl. Illouz, Eva; Honeth, Axel; Adrian, Michael (Hg.): Wa(h)re Gefühle. Authentizität im Konsumkapitalismus. Berlin 2018.

41 Dabei handelt es sich um eine Kartonschachtel, in die ein Smartphone gelegt werden kann, um es damit aus dem Sichtfeld verschwinden zu lassen. Sie soll helfen, die Aufmerksamkeit vom Gerät zu lösen und sie für andere Tätigkeiten freizugeben.

Phänomene in Form von Kursen gibt daher Aufschluss über soziokulturelle Relevanzen, die Gesellschaften und Gruppen ihnen in einer jeweiligen Gegenwart zuschreiben. Die Kurse greifen jedoch nicht nur auf bereits kulturell Vorhandenes zurück, sondern produzieren durch die in ihnen stattfindenden Aushandlungsprozesse selbst Normen und Werte, Könnens- und Wissensbestände sowie Erlebensmodi. Diese Aspekte machen den Brennglascharakter von Kursen aus, in dem wir die Relevanz ihrer kulturanthropologischen Erforschung begründet sehen.

Um das Phänomen greifbar für eine weiterführende Systematisierung zu machen, haben wir eine Definition entwickelt, die sich als Heuristik auf das Feld anwenden lässt. Wir verstehen Kurse als kommerzielle Formate der Wissens-, Fähigkeits- und Erfahrungsvermittlung, in denen Akteur:innen als Gemeinschaft auf Zeit vorstrukturiert durch die sozialen Rollen Leiter:innen/Anbieter:innen und Teilnehmer:innen/Konsument:innen zusammenkommen, um einen empfundenen Lernbedarf zu bearbeiten. Die Definition ermöglicht, so unser zentrales Anliegen, eine Schärfung des Phänomens, während sie gleichzeitig unterschiedlichste Angebote wie Schwimm-, Kalligrafie-, Benimm- und Bewerbungskurse unter einem Dach versammelt.

In unserem Beitrag haben wir die methodisch-methodologischen Dimensionen von Kursen beleuchtet, da sich aus diesen Charakteristika konzeptionelle Erkenntnisse ableiten lassen. Anhand der Zugangsmöglichkeiten konnten wir ein Spannungsfeld aufzeigen. Insbesondere die von uns erforschten Kurse bewegen sich zwischen kommerzialisierter Teilöffentlichkeit und einem geschützten Raum, der auf Vertrauen und Intimität als sozial-kulturelle Währungen setzt. Für die teilnehmende Beobachtung spielen Kurse als Vermittlungs- und Lernformate eine zentrale Rolle. Eine erfolgreiche Teilnahme ist damit an eine Lernerfahrung in Form eines Zugewinns an Kompetenzen oder eines Zuwachses an leiblicher Erfahrung geknüpft. Auffassungen von Wissen und Können und die Art und Weise, wie diese vermittelt werden, bedingen, wie in den Kursen geforscht werden kann. Das betrifft zum Beispiel das Mass an geforderter körperlicher und geistiger Involviertheit oder die Arten der Aufzeichnungsmethoden, welche zur Verfügung stehen.

Anhand der Diskussion möglicher analytischer Zugänge haben wir einen weiteren konzeptionellen Blickwinkel eingenommen. Neben der in der soziologischen und der kulturwissenschaftlichen Forschungslandschaft sehr präsenten Perspektive der Gouvernementalität und der Selbstoptimierung haben wir das Verhältnis von Kurs und Alltag sowie Kommerzialisierungs- und Kommodifizierungsaspekte der Kurse als Analyserichtungen vorgeschlagen, deren Potenziale wir anhand unserer Felder thesenhaft dargelegt haben. Diese analytischen Stossrichtungen verstehen wir als Startpunkt für eine Diskussion und als Desiderate, die es in zukünftiger Forschung zu bearbeiten gilt.



# Narrative der Vereinbarkeit

## Väter im Spannungsfeld zwischen Familien- und Erwerbsarbeit<sup>1</sup>

OLIVIA FRIGO-CHARLES

### Abstract

In diesem Beitrag wird gezeigt, mit welchen Hürden Väter in der Privatwirtschaft konfrontiert sind, wenn sie mehr unbezahlte Familienarbeit leisten möchten. Obwohl das Bewusstsein für die gesellschaftliche wie auch innerfamiliäre Bedeutung der väterlichen Betreuungsarbeit in der Schweiz zunimmt (was sich unter anderem durch die nationale Abstimmung zum Vaterschaftsurlaub auch politisch niedergeschlagen hat), sind Väter im beruflichen Umfeld noch immer mit Hindernissen und Sanktionen konfrontiert, wenn sie ihr Pensum reduzieren oder einen längeren Vaterschaftsurlaub nehmen möchten. Dies ist insbesondere auf tradierte Geschlechterleitbilder zurückzuführen, bei welchen Männer vorwiegend als rational agierende *main breadwinner* betrachtet werden. Dieser Beitrag fokussiert auf die Narrative und Diskurse, die in Zusammenhang mit der aufgeworfenen Problematik häufig auftauchen, und zeigt so, wo Väter mit dem Wunsch nach grösserer Involviertheit in die Familie im beruflichen Umfeld in einen Konflikt geraten. Keywords: work-life balance, fatherhood and compatibility, narratives of unpaid work, private sector

Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Vaterschaft und Vereinbarkeit, Narrative zur unbezahlten Arbeit, Privatwirtschaft

Spätestens seit der nationalen Abstimmung zum zweiwöchigen Vaterschaftsurlaub im September 2020 hat sich die Schweizer Bevölkerung vertiefter mit der Rolle des Vaters in der unbezahlten Betreuungsarbeit auseinandergesetzt. Doch diese vom Staat gewährten zwei Wochen sind nur ein Tropfen auf den heissen Stein. Erstens hinkt die Schweiz im internationalen Vergleich trotz des Referendums bezüglich

1 Die Erkenntnisse dieses Artikels wurden im Rahmen der Masterarbeit von Olivia Frigo-Charles mit dem Titel «*Ich will nicht Kinder haben, ich will Papa sein*». Narrative und Diskurse über die betrieblichen Hindernisse der Vereinbarkeit von Familie und Beruf in der Privatwirtschaft mit Fokus auf männliche Teilzeitarbeit und Vaterschaftsurlaub erhoben (Masterarbeit im Fach Empirische Kulturwissenschaft an der Universität Zürich, Herbstsemester 2021). Die Masterarbeit ist in voller Länge im Rahmen der Publikationsreihe *Werkstücke* (Bd. 13) des Instituts für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaften (ISEK) – Populäre Kulturen zugänglich.

Dauer des bezahlten Urlaubs hinterher und zweitens ist hierdurch die Problematik der geschlechtlich ungleich verteilten Verantwortung für unbezahlte Care-Arbeit nicht gelöst. Zwar werden die Forderungen der Familien- und der Geschlechterpolitik nach «aktiveren Vätern» und «mehr Familienengagement» lauter, was bedeutet, dass Väter herausgefordert sind, zwischen dem neuen Ideal und tradierten Rollenmodellen zu navigieren. Jedoch hält sich trotz jahrelanger feministischer Bestrebungen für Mütter die Rolle als alleinige Betreuungsverantwortliche hartnäckig und Väter werden im beruflichen Umfeld häufig direkt oder indirekt am stärkeren aktiven Engagement in der Familie gehindert.

In qualitativen Interviews mit Vätern und Paaren sowie mit Expert:innen<sup>2</sup> des Feldes wurde untersucht, wie der Diskurs über die Involviertheit von Männern in der Kinderbetreuung und der unbezahlten Hausarbeit in Bezug auf Erwerbsarbeit geführt wird. Zusätzlich zu den Interviews wurde eine Inhaltsanalyse von ausgewählten LinkedIn-Beiträgen sowie dazugehörigen Kommentaren durchgeführt. LinkedIn ist ein soziales Netzwerk, welches insbesondere der Pflege von Geschäftskontakten dient.<sup>3</sup> Aus den Daten konnten mittels einer Narrationsanalyse, die sich mit subjektiven Erzählungen und deren Strukturen befasst, sowie der Diskursanalyse, die sich mit dem Zusammenhang zwischen sprachlichem Handeln und gesellschaftlichen Strukturen beschäftigt, Narrative und Erzählmuster herausgearbeitet werden. Das Erzählen kann als performativer Akt verstanden werden. Akteur:innen handeln beim Sprechen ihre Positionen aus und bringen diese gleichzeitig hervor.<sup>4</sup> Die Narrationsanalyse erlaubt es, «das unsichtbar Gemachte, die Selbstverständlichkeiten und Ordnungen, die eingelagerten Leerstellen, Grenzziehungen und Hierarchisierungen sichtbar zu machen».<sup>5</sup> Aus dem Datenmaterial konnten somit die für die Interviewten alltäglichen Problematiken herausgearbeitet werden, auch wenn sie sich dessen nicht per se bewusst waren. Zusätzlich zur narrativen Analyse ermöglichte die Diskursanalyse das Verständnis von Zusammenhängen über die Sprache hinaus und lässt eine gesellschaftliche Verortung des Erzählten zu. Da Diskurse überindividuell sind, formt nicht die einzelne Person den Diskurs, sondern alle Menschen können an ihm teilhaben und ihn mitkonstruieren.<sup>6</sup> Hierbei bleiben insbesondere jene Diskurse in Zirkulation,

2 Es wurden drei Expert:innen interviewt: Helena Trachsel (Leiterin der Fachstelle Gleichstellung, Kanton Zürich), Markus Theunert (Leiter des Schweizerischen Instituts für Männer- und Geschlechterfragen) und Jürg Eggenberger (Co-Geschäftsleiter von Swiss Leaders).

3 Alle Beiträge stammen von Tim Keller (Name anonymisiert). Es handelt sich um einen 24-jährigen Mann, der vor wenigen Jahren zusammen mit seiner Partnerin ein eigenes Unternehmen gegründet hat. Beide stehen im öffentlichen Licht und sind insbesondere für ihren Auftritt als Vertreter:innen der sogenannten Generation Z und ihrer Bedürfnisse, Sorgen und Wertvorstellungen bekannt. Seit das Paar im Frühjahr 2021 sein erstes Kind bekommen hat, spricht es sich öffentlich für eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf aus.

4 Bourdieu, Pierre: Was heisst sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches (1982). Wien 2015.

5 Sonja, Windmüller; Binder, Beate; Hengartner, Thomas (Hg.): Kultur-Forschung. Zum Profil einer volkswissenschaftlichen Kulturwissenschaft. Münster 2009.

6 Jäger, Siegfried: Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer Kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse. In: Reiner Keller, Andreas Hirsland, Werner Schneider et al. (Hg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Wiesbaden 2001, S. 83–114.

die häufig kommentiert werden und folglich «für zuverlässig und von Wert» erachtet werden.<sup>7</sup> So kann beispielsweise analysiert werden, wie über eine Thematik gesprochen wird, was problematisiert wird und wie sich Personen, die am Diskurs teilhaben, positionieren und welche Lösungsansätze sie vorschlagen. So konnte evaluiert werden, wo Väter empfinden, dass sie in ihrem beruflichen Umfeld an einer stärkeren Involviertheit in die unbezahlte Familienarbeit gehindert werden und mittels Diskursanalyse lässt sich dies gesellschaftlich einbetten.<sup>8</sup>

Im Rahmen der Datenerhebung wurden mit vier Vätern Interviews geführt. Zwei Interviews wurden mit Vätern geführt, die bereits in Teilzeit arbeiten (60 respektive 80 Stellenprozent). Rafael<sup>9</sup> ist mit einem 80-Prozent-Pensum im Consultingbereich tätig, während Fabian 60 Prozent in einer Werbeagentur arbeitet. Beide nutzen ihre «freien» Tage für die Betreuung ihrer Kinder, die sich im Kleinkindalter befinden. Bei den anderen Interviews wurden die Väter zusammen mit ihrer Partnerin befragt. Bei Michael und Karin handelte es sich um eine Retroperspektive eines Paares, das bereits Kinder im Teenageralter hat und der Vater seine Stellenprocente nie reduzieren konnte, während Andreas und Rachel kurz vor der Geburt ihres ersten Kindes befragt wurden. Mit Andreas und Rachel fand einige Monate nach der Geburt ein weiteres Gespräch statt. Alle interviewten Männer waren zum Zeitpunkt der Befragung in einem KMU tätig.

## Theoretische Verortung in der Geschlechterforschung

Theoretiker:innen wie Simone de Beauvoir zeigten bereits in den 1940er-Jahren auf, dass Frauen als das unsichtbare andere Geschlecht angesehen wurden und der Mann als Standardtypus des Menschen galt.<sup>10</sup> Dies wirkt sich auf etliche Lebensbereiche des Menschen aus und prägt den gesellschaftlichen Diskurs bis in die Gegenwart. Mit Judith Butlers Erkenntnis, dass Geschlecht performativ hervorgebracht wird, wurde die Vorstellung eines konsistenten biologischen Geschlechts untergraben und die soziale Hervorbringung von Gender bestärkt.<sup>11</sup> Denn, wie bereits Simone de Beauvoir formulierte: «Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.»<sup>12</sup> Dieser Satz lässt sich allerdings auf das männliche Geschlecht übertragen: Auch dieses ist historisch und sozial konstruiert und kul-

7 Mills, Sara: Der Diskurs. Begriffe, Theorie, Praxis. Tübingen 2007, S. 72.

8 Hierbei wurden ausschliesslich Männer, die in einem privatwirtschaftlichen KMU tätig waren, interviewt. Im Gegensatz zur Privatwirtschaft ist der öffentliche Dienst durch flexible Arbeitsmodelle und eine starke Familienorientierung charakterisiert (beispielsweise durch Unterstützung bei der Kinderbetreuung, höhere Kinderzulagen oder grosszügige Ferien- und Krankheitsregelungen).

9 Alle Namen von Interviewpartner:innen, die nicht als Expert:innen gelten, wurden anonymisiert.

10 Beauvoir, Simone de: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau (1949). Reinbek bei Hamburg 2020.

11 Butler, Judith: Performative Akte und Geschlechterkonstitution. Phänomenologie und feministische Theorie. In: Uwe Wirth (Hg.): Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaft. Frankfurt am Main 2002, S. 301–320.

12 De Beauvoir (Anm. 10), S. 334.

turell hervorgebracht.<sup>13</sup> Diese Erkenntnis bildet die Grundlage für eine vertiefte Auseinandersetzung mit dem männlichen Geschlecht.

Vielfach scheint es jedoch zeitgenössisch so, als ob mit dem Wort «gender» vornehmlich Frauen diskursiviert würden. Der US-amerikanische Soziologe Michael Kimmel spricht hier von der «Unsichtbarkeit» des männlichen Geschlechts in Geschlechterdiskursen.<sup>14</sup> Männer seien zwar stets omnipräsent in Disziplinen wie Geschichte, Politik, Chemie oder Literatur, doch wurden sie ausschliesslich als militärische Helden, politische Entscheidungsträger, Wissenschaftler oder Künstler adressiert. Selten wurde die Spezifität des privaten Lebens von Männern behandelt. Erst in den letzten Jahren hat sich eine ausdifferenzierte Männlichkeitsforschung entwickelt, die jedoch noch keineswegs abgeschlossen ist. Die Unterrepräsentation von Männern in der Geschlechterforschung lässt sich gemäss dem deutschen Soziologen Michael Meuser mit der strikten Sphärentrennung in Familie und Beruf, in Privatheit und Öffentlichkeit und folglich mit der «Feminisierung» von Familie erklären, welche gesellschaftlich so stark verankert sei, dass sie sich in manchen Fachbereichen bis in die Wissenschaft ziehe.<sup>15</sup> Eine Unterscheidung, die auch bedeutende Wissenschaftler wie Talcott Parsons in den 1950er-Jahren belegt zu haben scheinen: Parsons war der Meinung, dass dem Vater in der Familie die Rolle der instrumentellen Führung zukomme, welche stark durch die Erwerbstätigkeit geprägt sei («in his job and through it by his status-giving and income-earning functions for the family»), während die Frau für die familieninternen Angelegenheiten als «wife, mother and manager of the household» verantwortlich sei.<sup>16</sup> Bereits auf sprachlicher Ebene kann diese Grenzziehung noch heute beobachtet werden. Insbesondere im angelsächsischen Sprachraum tut sich die Fragestellung auf, ob es einen vergleichbaren Begriff wie «mothering» für Väter gibt. Mit «mothering» ist im Englischen «bemuttern» oder «aufziehen» gemeint. «Fathering» hingegen bedeutet lediglich «Vatersein» oder «ein Kind zeugen». Folglich bietet die Bedeutung des Wortes «fathering» den Vätern keine vergleichbare Identifikation mit aktiver Väterlichkeit wie «mothering» dies Müttern bietet. Die alltägliche Fürsorge für Kinder ist in «fathering» nicht inkludiert. Als männliches Elternteil *ist* man Vater – nicht mehr nicht weniger – und wird insbesondere mit dem Zeugungsakt in Verbindung gebracht. Neben dem Wort «bemuttern» existiert im Deutschen zwar auch das Verb «bevatern», doch ist dieses sehr viel weniger gebräuchlich. Dieser kurze Exkurs in die Linguistik zeigt, dass Sprache Rollenbilder mitdefiniert und diese im Alltag so tradiert und legitimiert werden. In den Worten von Meuser und Scholz manifestiert sich Vaterschaft «nicht in einem Engagement *in* der Familie, sondern *für* die Familie: in der Erfüllung der Ernährerrolle».<sup>17</sup>

13 Martschukat, Jürgen; Stieglitz, Olaf: Geschichte der Männlichkeiten. Frankfurt am Main, New York 2008, S. 34.

14 Kimmel, Michael S.: The Gendered Society. New York 2011, S. 6.

15 Meuser, Michael: Vom Ernährer der Familie zum «involvierten» Vater? Zur ambivalenten Modernisierung von Männlichkeit. In: Figurationen 6/2 (2005) S. 92–106, hier S. 92.

16 Parsons, Talcott; Bales, Robert F.: Family, Socialization and Interaction Process. Glencoe 1955, S. 13 f.

17 Meuser, Michael; Scholz, Sylka: Herausgeforderte Männlichkeit. Männlichkeitskonstruktionen im Wandel von Erwerbsarbeit und Familie. In: Meike S. Baader, Johannes Bilstein, Toni Tholen (Hg.):

Das Bild des 1950er-Jahre-Mannes, der von der Arbeit nach Hause kommt und die Füße hochlegt, hat aber heute weitgehend ausgedient. Eine aktive Teilhabe des Vaters an der Erziehung der Kinder wird heutzutage gefordert, wie dies zu Beginn des Beitrags gezeigt werden konnte. Seit den 1980er Jahren kann in westlichen Ländern eine grössere Involviertheit des Vaters in binnenfamiliäre Aufgaben (Interaktionen mit dem Kind) beobachtet werden.<sup>18</sup> So auch in der Schweiz. Der Zeitaufwand von Männern für Haus- und Betreuungsarbeiten nimmt seit 2010 zwar stetig zu, doch erledigen immer noch Frauen den Grossteil der unbezahlten Arbeit,<sup>19</sup> insbesondere bei Paaren mit Kindern unter sechs Jahren.<sup>20</sup> Laut der Schweizerischen Arbeitskräfteerhebung hat der Anteil von teilzeitarbeitenden Männern (vorwiegend Väter von jüngeren Kindern) im Zeitraum von 2010 bis 2018 kontinuierlich zugenommen.<sup>21</sup> Im Vergleich zu Frauen sind Männer jedoch noch immer signifikant weniger in Teilzeit beschäftigt als Frauen (1,8 von 10 Männern im Gegensatz zu 6 von 10 Frauen).<sup>22</sup> Dabei arbeitet ein grösserer Anteil der Männer ohne Kinder in Teilzeit im Gegensatz zu Vätern mit Kindern; im Jahr 2020 arbeiteten 18,9 Prozent der alleinlebenden Väter respektive 21,8 Prozent der Männer mit Partnerin und ohne Kinder in Teilzeit, während 16,7 Prozent der Väter mit Kindern im Alter von 0–3 Jahren und 11,7 Prozent der Väter mit Kindern im Alter von 4–12 Jahren Teilzeit arbeiteten.<sup>23</sup> Die Zunahme des väterlichen Engagements in der Kinderbetreuung ist insbesondere darauf zurückzuführen, dass Väter in den Randzeiten, nach Feierabend und an den Wochenenden mehr Zeit mit den Kindern verbringen.<sup>24</sup> Zusammen mit dem Risiko, dass Männer die zunehmende «Arbeitsflexibilisierung und Zeitautonomie für Überzeit und Arbeitsintensivierung»<sup>25</sup> nutzen, dominiert noch immer das nach der amerikanischen Juristin und Geschlechterforscherin Joan Williams sogenannte Modell des «ideal worker»: Ein Mitarbeiter, der konstant dem Arbeitgeber respektive der Arbeitgeberin zur Verfügung steht und nicht durch private Verpflichtungen abgelenkt wird.<sup>26</sup> In höher klassierten Stellen nimmt die Flexibilität zwar zu, doch werden hier Überstunden positiv gewertet, während die familiäre Involviertheit stigmatisiert wird.<sup>27</sup>

Erziehung, Bildung und Geschlecht. Männlichkeiten im Fokus der Gender-Studies. Wiesbaden 2012, S. 23–40, hier S. 34.

- 18 Lamb, Michael E.; Pleck, Joseph H.; Charnov Eric L.; Levine James A.: Paternal Behavior in Humans. In: *American Zoologist* 25/3 (1985), S. 883–894.
- 19 Bundesamt für Statistik 2021: Unbezahlte Arbeit im Jahr 2020.
- 20 Bundesamt für Statistik 2020: Durchschnittlicher Aufwand für Erwerbsarbeit.
- 21 Bundesamt für Statistik 2019: Schweizerische Arbeitskräfteerhebung.
- 22 Bundesamt für Statistik 2021: Teilzeitarbeit.
- 23 Bundesamt für Statistik 2021: Anteil Teilzeiterwerbstätige nach Geschlecht und Familiensituation.
- 24 Liebig, Brigitte; Peitz, Martina: Organisationaler Wandel durch neue Väter? Eine neo-institutionalistische Analyse aktiver Vaterschaft in Erwerbsorganisationen. In: Maria Funder (Hg.): *Neo-Institutionalismus – Revisited. Bilanz und Weiterentwicklungen aus Sicht der Geschlechterforschung*. Baden-Baden 2017, S. 389–414, hier S. 153.
- 25 Ebd.
- 26 Williams, Joan C.: *Unbending Gender. Why Family and Work Conflict and What To Do About It*. New York 2000, S. 5.
- 27 Williams, Joan C.; Blair-Loy, Mary; Berdahl Jennifer L.: Cultural Schemas, Social Class, and the Flexibility Stigma. In: *Journal of Social Issues* 69/2 (2013), S. 209–234, hier S. 212 f.

## Die Krux mit dem «Papitag»

In allen Interviews wurde von den Vätern als Grund für die Wahl einer Teilzeitanstellung der Wunsch nach mehr Zeit mit den Kindern genannt. Dies überschneidet sich mit Erkenntnissen aus anderen aktuellen Studien: «Ein im heutigen Sinn «guter Vater» ist einer, der Zeit mit seinen Kindern verbringt.»<sup>28</sup> Diese Väter haben ein Bedürfnis nach einer «emotionalen Vater-Kind-Beziehung».<sup>29</sup> Somit grenzen sie sich vom traditionellen Bild des «abwesenden Vaters» ab. Oder, wie sich Andreas äusserte: «Vielleicht haben wir dann eine viel stärkere Beziehung zu unseren Kindern als die Generation vor uns?» (Andreas, Mitarbeiter in einem KMU in der Maschinenindustrie, plant auf 80 Prozent zu reduzieren)

Das neue Ideal ist eine aktive und präsente Vaterschaft. Männern ist es «heute gar nicht mehr möglich, anders als in dieser Form über «Kinder haben» zu sprechen und deren Stellenwert im eigenen Leben zu thematisieren».<sup>30</sup> Dies sei selbst dann der Fall, wenn familienintern weitgehend eine traditionelle Rollenaufteilung gelebt wird. So ist es beispielsweise kein Widerspruch, dass Familie das Wichtigste sein kann, jedoch die Stellenprozente nie reduziert werden: «Ich glaube meine Ehefrau hat immer den wichtigeren Teil gemacht. Ich bringe nur die Kohle nach Hause, damit wir dann einigermaßen unser Leben finanzieren können.» (Michael, CFO in der Maschinenindustrie, 100 Prozent)

Auch die Erwerbstätigkeit von Vätern kann als eine Form von Care-Arbeit für die Familie betrachtet werden, die von den Partnerinnen als solche auch akzeptiert wird.<sup>31</sup> Trotzdem ist bei jungen Vätern das Bedürfnis nach mindestens einem eigenen Betreuungstag gross: «Ich habe MEINEN Tag, wo ich wirklich eine Funktion habe (.) ICH glaube das ist mega positiv für die Beziehung zum Kind.» (Andreas)

Die Betonung liegt auf dem Possessivpronomen «mein». Mit dem einen Tag grenzt sich Andreas von der Zeit ab, wo das Kind allenfalls auch noch durch die Mutter oder andere Betreuungspersonen betreut wird. In der Schweiz hat sich hierfür der Begriff «Papitag» etabliert, welcher der Pflege der Vater-Kind-Beziehung gewidmet ist: «Du nimmst dir dann bewusst Zeit für ihn und probierst ein bisschen Sachen mit ihm zu machen und lernst ihn einfach auch kennen. Es macht mega viel aus für die Beziehung zwischen uns zweien. (Zum Kind gewandt) Dann kannst du Spass mit dem Papi haben (lachend).» (Andreas)

28 Baumgarten, Diana: (Nicht) Vater werden und (nicht) Vater sein heute. In: *Mannsbilder* 62/40 (2012), S. 37–40, hier S. 39.

29 Ebd.

30 Baumgarten, Diana; Wehner, Nina; Maihofer Andrea et al.: «Wenn Vater, dann will ich Teilzeit arbeiten». Die Verknüpfung von Berufs- und Familienvorstellungen bei 30-jährigen Männern aus der deutschsprachigen Schweiz. In: Annette von Alemann, Sandra Beaufäys, Beate Kortendiek (Hg.): *Alte neue Ungleichheiten? Auflösungen und Neukonfigurationen von Erwerbs- und Familiensphäre*. Opladen, Berlin, Toronto 2017, S. 76–91, hier S. 80.

31 Gesterkamp, Thomas: Väter zwischen Laptop und Wickeltisch. In: Tanja Mühling, Harald Rost (Hg.): *Väter im Blickpunkt*. Opladen, Farmington Hills 2007, S. 97–113, hier S. 103.

Somit wird der Forderung nach aktiver Vaterschaft scheinbar nachgekommen, indem die intensive Beschäftigung mit dem Kind, welche zuvor aufs Wochenende konzentriert war, um einen Tag unter der Woche erweitert wird. Der «Papi» bleibt der «Eventvater»,<sup>32</sup> ein aktiver und starker Vater, der gerne spezielle Beschäftigungen mit dem Kind unternimmt. Im Gegenzug wird die Kinderbetreuung durch die Mutter nicht explizit mit Spass assoziiert, sondern ist eng mit Betreuungsarbeit und der Erledigung von Hausarbeit verknüpft.<sup>33</sup> Im Sinne von «Qualität statt Quantität» lässt sich aus den geführten Interviews herauslesen, dass aufgrund der geringeren Quantität der mit dem Kind verbrachten Zeit eine Art «Überkompensation» bei den Männern zu beobachten ist. An dem einen Tag, an dem die Väter allein für die Kinderbetreuung verantwortlich sind, sollen tolle Erinnerungen entstehen.

Die aktive Vaterschaft ist jedoch ein ambivalentes Ideal und steht im Widerspruch zur Rolle des Vaters als *main breadwinner*. Wehner, Baumgarten und Maihofer nennen dieses Paradox «emotional involvierten, präsenten Ernährer-Vater».<sup>34</sup> Väter stehen heute vielfach in einem Spannungsfeld zwischen tradierten Rollenbildern und einem Bedürfnis nach grösserer Involviertheit. Für sie liege das Problem nicht in der Vereinbarkeit von Familie mit Beruf, sondern «umgekehrt in der Vereinbarkeit von *Beruf mit Familie*».<sup>35</sup>

Teilzeit zu arbeiten ist gemäss meinen Interviewpartner:innen aus diversen Gründen teilweise nicht möglich: «Ich würde es gerne! Noch so gerne, wenn das Gehalt reicht. Ich würde es einfach meinem Gehalt angleichen und mich dann fragen: Wie kann ich mir Teilzeit leisten? Aber (...) da (...) wird es mit den Köpfen nicht gehen und finanziell wirds nicht gehen. Von den KMU, in denen ich mich bewegt habe, war keiner bereit, hatte keiner Verständnis, dass ich nur Teilzeit arbeite.» (Michael)

Die Problematik sei erstens aufgrund des finanziellen Aspekts, zweitens wegen des fehlenden Verständnisses seitens des Arbeitgebers entstanden. Der oftmals tiefere Lohn der Partnerinnen kann somit vielfach ausschlaggebend für den Erhalt der klassischen Rollenaufteilung sein: «Ich meine, mein Lohn ist halt tiefer als seiner. Das ist halt auch noch so ein Aspekt. Also ich müsste sicher auch 100 Prozent arbeiten und es wäre trotzdem weniger. Dann müssten wir schon schauen.» (Rachel, Sozialarbeiterin, 60 Prozent nach Mutterschaftsurlaub)<sup>36</sup>

32 Böhnisch, Lothar: Männliche Sozialisation. Eine Einführung (2004). Weinheim, Basel 2013, S. 184.

33 Was sich auch in den Zahlen des Bundesamts für Statistik zeigt.

34 Wehner, Nina; Baumgarten, Diana; Maihofer, Andrea: Vaterschaft im Spannungsfeld zwischen alten und neuen Vorstellungen von Männlichkeit. In: *Swissfuture* 41/1 (2014), S. 8–10, hier S. 8. Hier lässt sich ausserdem eine Brücke zu Lothar Böhnischs Konzept des modularisierten Mannes schlagen, vgl. Böhnisch, Lothar: *Der modularisierte Mann. Eine Sozialtheorie der Männlichkeit*. Bielefeld: Transcript Verlag, 2018. Zu Hause soll der Vater emotional erreichbar sein und in der Arbeit muss er dem Bild des rationalen Geschäftsmanns gerecht werden, damit er in der Karriere nicht sanktioniert wird.

35 Wehner/Baumgarten/Maihofer (Anm. 34), S. 9 (Hervorhebung im Original).

36 Ein weiteres populäres Argument in diesem Zusammenhang ist beispielsweise, dass der Lohn der Frau gerade einmal die Kita-Kosten abdecke, weshalb ihre berufliche Tätigkeit finanziell keinen Sinn mache. Nebst dem, dass diese Argumentation im Hinblick auf die finanzielle Unabhängigkeit der Frau problematisch ist, bleiben auch hier die getrennten Sphären verfestigt. Auch bei beruflicher Tätigkeit bleibt

Ausserdem wurde auch problematisiert, dass der Verzicht der Frau auf Erwerbsarbeit auch vom Arbeitgeber respektive der Arbeitgeberin des Mannes vielfach als selbstverständlich erachtet wird: «Das ist das traditionell verhaftete Bild. Frau zu Hause. Du kontrollierst die Kohle und bringst sie nach Hause. Und es muss alles zu Hause funktionieren, damit ich [der Arbeitgeber] dich [den Arbeitnehmer] für acht bis zehn Stunden völlig zu meiner Verfügung habe.» (Michael)

Michaels Partnerin ergänzt: «Und dann kommen die mit diesen blöden Sprüchen auf den Weihnachtsfeiern: «Also ohne euch Frauen wären unsere Männer nicht an der Position, wo sie jetzt sind.»» (Karin, selbständig im sozialen Bereich)

Die Kinderbetreuung kann so gewährleistet werden. Der Mann kann sich im Sinne des «ideal worker»<sup>37</sup> ungestört der Erwerbsarbeit verschreiben, denn Arbeitgeber:innen sind auf ein «funktionierendes» Zuhause angewiesen. Insofern verschwimmen die Grenzen zwischen Betrieb und Familie. Die Arbeitgebenden nehmen Einfluss auf die Entscheidungen zur innerfamiliären Aufgabenteilung. Insbesondere wenn es um das Vorantreiben der Karriere und die Übernahme von Verantwortung geht, scheint der «Papitag» nur schwer umsetzbar: «In den Köpfen ist noch verankert: Im Kader musst du 100 Prozent arbeiten.» (Fabian, Werbetexter, 60 Prozent)

Dies überschneidet sich mit den Beobachtungen der deutschen Soziologin Renate Liebold. Die Biografie einer Führungskraft zeichne sich durch ein «überdurchschnittliches Engagement und uneingeschränkte Verfügbarkeit für das Unternehmen aus».<sup>38</sup> «Halbe Karrieren» gebe es nicht. Es werde erwartet, dass die Arbeitszeit kontinuierlich ausgedehnt wird und die Intensität der Arbeit zunimmt.

Dass diese traditionelle Rollenteilung auch bei jungen Paaren noch immer greift, beobachten einige Interviewpartner:innen in ihrem Freundeskreis. Interessant ist, dass sie vor der Familiengründung eher egalitäre Rollenaufteilungen antizipierten, welche dann doch nicht umgesetzt wurden. Hier kann eine Retraditionalisierung erkannt werden. Hiermit ist die «inkohärente Kombination von egalitären Werten mit traditionell geschlechtsspezifischer Praxis»<sup>39</sup> gemeint. Eine leichte Zugänglichkeit zu ausserfamiliärer Kinderbetreuung begünstige eine kohärente Weiterführung einer egalitären Konstellation. Insbesondere föderalistische Staaten wie die Schweiz weisen hierbei intern beträchtliche Unterschiede auf. Dabei befinden sich die Ballungspunkte von Kinderbetreuungsstätten insbesondere in städtischen Gebieten, während diese in ländlichen Regionen fehlen.<sup>40</sup>

die Frau symbolisch stets an die Kinderbetreuung gebunden, da es ihr Lohn ist, welcher für die externe Betreuung zahlen würde. Das klassische Main-Breadwinner-Modell hält sich folglich hartnäckig.

37 Williams (Anm. 26), S. 5.

38 Liebold, Renate: «Es gibt keine halbe Karriere». Das Dilemma der Vereinbarkeit von Familie und Beruf aus männlicher Perspektive. In: Harald Werneck, Martina Beham, Doris Palz (Hg.): *Aktive Vaterschaft. Männer zwischen Familie und Beruf*. Giessen 2006, S. 94–109, hier S. 96.

39 Levy, René: *Wie sich Paare beim Elternwerden retraditionalisieren, und das gegen ihre eigenen Ideale*. Bern 2016, S. 14.

40 Stern, Susanne; Iten, Rolf; Schwab, Stephanie et al.: *Familienergänzende Kinderbetreuung und Gleichstellung*. Zürich, St. Gallen 2013, S. 41.

## Urlaub für Väter?

Nicht nur die Teilzeitarbeit, sondern auch der Vaterschaftsurlaub ist im Zusammenhang mit einer besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf relevant. Hier spielt gemäss meinen Interviewpartner:innen der finanzielle Aspekt ebenfalls eine tragende Rolle. Gerade in der Anfangsphase der Familiengründung sind Paare gemäss Michael stark abhängig vom Lohn und Väter könnten es sich oft nicht leisten, beim Arbeitgeber respektive der Arbeitgeberin in Missgunst zu fallen. Hierbei war auch von einem «Reputationsschaden» die Rede, welcher mit der Inanspruchnahme eines Vaterschaftsurlaubs einhergehen könne. Stösst die Frage nach Vaterschaftsurlaub beim Arbeitgeber respektive der Arbeitgeberin auf Unverständnis, so müsse man um die Karriere fürchten. Auch Markus Theunert, Leiter des Schweizerischen Instituts für Männer- und Geschlechterfragen, erwähnt, dass er solch subtile Kommentare bereits beobachtet habe. Dann heisse es: «Du kannst schon Vaterschaftsurlaub haben, aber du musst dir halt bewusst sein, dass das auch ein Signal ist, das du aussendest.»

Obwohl Firmen die Massnahmen, die auf ein familienfreundliches Image abzielen, vordergründig anbieten, und diese den Männern qua Gesetz zustehen, kann eine Inanspruchnahme dieser Angebote in der Realität berufliche Nachteile nach sich ziehen, bis hin zum Verlust der Stelle.<sup>41</sup>

Nebst dem, dass der zweiwöchige Vaterschaftsurlaub teilweise immer noch auf Unverständnis stösst und Männer um ihre Karriere bangen lässt, gibt es auch Bedenken, ob die Absenz zu kurz sei. Die ungleich verteilten arbeitsfreien Wochen der beiden Elternteile zementieren gemäss einem LinkedIn-Beitrag des jungen Unternehmer Tim Keller «veraltete Rollenbilder». Die klassische Sphärentrennung werde so bereits kurz nach der Geburt festgelegt, indem Müttern mehr Zeit mit dem Neugeborenen zur Verfügung stehe: «Aber in den ersten Monaten werden so oftmals die Weichen schon gestellt, dass es dann auch weiterhin so bleibt. Und ich könnte mir vorstellen, dass eine Elternzeit hier dagegenwirken würde.» (Rafael, Consultant, 80 Prozent)

Auch Helena Trachsel von der Fachstelle Gleichstellung des Kantons Zürich plädiert für Elternzeit statt eines Vaterschaftsurlaubs und kritisiert den Begriff «Vaterschaftsurlaub» an sich. Die Bezeichnung der elterlichen Absenz nach der Geburt des Kindes als «Urlaub» trage zur geringen Akzeptanz in Unternehmen bei. Eine Umbenennung in «Elternzeit» würde nach Trachsel hier Abhilfe schaffen, da nicht suggeriert werde, dass in dieser Zeit lediglich Ferien genossen werden. Diese semantische Ebene des Diskurses deckt die Doppelmoral der Thematik auf: Während es Müttern gesetzlich verboten ist, in den ersten acht Wochen nach der Geburt zu arbeiten,<sup>42</sup> und folglich von ihnen erwartet wird, dass sie ihre ungeteilte Aufmerksamkeit dem Kind widmen, ringen Väter um dieselbe Anerkennung.

41 Vgl. hierfür von Alemann, Annette: «Scheinheiligkeit» von Organisationen: Paradoxien und Tabus. Das Beispiel der Vereinbarkeitsmassnahmen und ihrer Nutzung. In: Maria Funder (Hg.): Neo-Institutionalismus – Revisited. Bilanz und Weiterentwicklung aus Sicht der Geschlechterforschung. Baden-Baden 2017, S. 415–438.

42 Vgl. Schweizer Arbeitsgesetz, Art. 35a, abgerufen am 16. 10. 2021.

## Die Abwertung von weiblich konnotierten Aufgaben und Fähigkeiten

Eine wichtige Beobachtung der Interviewpartner:innen in Bezug auf die betrieblichen Hürden bei der Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Familie für Männer in der Privatwirtschaft ist, dass es vielfach legitim sei, beispielsweise für ein Marathontraining oder für eine Weiterbildung das Pensum auf 80 Prozent zu reduzieren. Doch wenn das Pensum für die Familienarbeit reduziert werden soll, dann seien Arbeitgeber:innen weniger kooperativ. Private Aktivitäten haben aus der Perspektive des Betriebs eine hohe Relevanz für die berufliche Weiterentwicklung. Marathontraining wird mit Ausdauer und Willenskraft assoziiert, während die Familienarbeit diese für die Privatwirtschaft als relevant angesehenen Charaktereigenschaften nicht fördert. Diese Problematik lässt sich anhand R. W. Connells Theorie der hegemonialen Männlichkeit veranschaulichen. Connell postuliert, dass Männlichkeit keine universal homogene Kategorie sei, sondern an sich hierarchisch unterteilt werde.<sup>43</sup> Erfolge im Sport könnten Connell zufolge bereits in der Schule als Männlichkeitsbeweis dienen und einen hegemonialen Status sichern.<sup>44</sup> Interessant ist hierbei, dass Connell die Wirtschaft als den Ort nennt, wo die Performanz hegemonialer Männlichkeit besonders in Erscheinung tritt: «Die Führungsebenen von Wirtschaft, Militär und Politik stellen eine recht überzeugende korporative Inszenierung von Männlichkeit zur Schau, die von feministischen Angriffen und sich verweigernden Männern immer noch ziemlich unberührt scheint.»<sup>45</sup> Dabei stellen unter anderem Risikofreudigkeit und Verantwortlichkeit Charaktereigenschaften eines erfolgreichen, hegemonialen Geschäftsmannes dar.<sup>46</sup> Fähigkeiten wie Einfühlungsvermögen, Empathie oder Nachsicht, welche in der Privatwirtschaft eher «weiblich» konnotierte Eigenschaften darstellen, stehen im Kontrast zu Entwürfen hegemonialer Männlichkeit. Wenn ein Mann in seinem Lebenslauf als Hobby «Zeit mit der Familie verbringen» angibt, kann dies dazu führen, dass er untergeordnet wird.<sup>47</sup> Es evoziert eher eine Assoziation mit den genannten «weiblichen» Fähigkeiten. Mit «Marathon laufen» im Lebenslauf werde der Mann wahrscheinlich höhere Chancen haben, einen Job zu bekommen. Eine Teilzeitanstellung kann aufgrund der symbolischen Verweiblichung somit negative Konsequenzen für den weiteren Karriereverlauf haben. Jürg Eggenberger, Co-Geschäftsleiter von Swiss Leaders, sagte im Interview hierzu, dass Männer sich sorgen würden, dass sie «nicht als so ehrgeizig angeschaut [werden] und als nicht bereit für den nächsten Schritt».

43 Connell, R. W.: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten (1995). Wiesbaden 2015, S. 128.

44 Ebd., S. 85.

45 Ebd., S. 131.

46 Ebd., S. 121.

47 Ebd., 132.

## Die höhere Bewertung von Zeit statt Leistung

Eine weitere Problematik, die ein Hindernis für eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf in der Privatwirtschaft darstellt, ist die stärkere Gewichtung von Präsenzzeit im Gegensatz zur Leistung in der Privatwirtschaft: «Die meisten Vorgesetzten messen Leistung immer noch an betrieblicher Präsenz und weniger an Ergebnissen. (Karrieren werden nach 17 Uhr entschieden) bekommt zu hören, wer genau um diese Zeit endlich gehen will.»<sup>48</sup> So hat sich in den Interviews gezeigt, dass auch wenn keine Arbeit mehr dringend zu tätigen wäre, die Interviewpartner den sozialen Druck verspürten, länger zu arbeiten. Nicht das Endprodukt stehe für gut geleistete Arbeit, sondern die Anzahl Stunden, die bei der Arbeit verbracht wurden. Hinzu kommt die Problematik der Unentbehrlichkeit und der ständigen Erreichbarkeit. Die «Verfügbarkeit des Mannes» muss als «Preis für diese Dominanz» (ökonomischer Privilegien) gezahlt werden.<sup>49</sup> Die Möglichkeit, mittels moderner Technologien von überall aus arbeiten zu können, ist gleichzeitig Segen und Fluch: Zwar lässt dies flexiblere Arbeitsformen zu, wie wir dies während der Pandemie erlebten, doch sie sind auch mit dem Dilemma verbunden, dass «alle anderen Lebensbereiche den Anforderungen der Erwerbsarbeit untergeordnet werden».<sup>50</sup> Die interviewten Expert:innen waren sich hierbei einig, dass das Konzept der Arbeitszeit überdacht werden müsse. Arbeitszeit soll nicht mehr im klassischen Sinn gedacht werden, sondern die Tendenzen zielen in Richtung einer stärkeren Flexibilisierung der Arbeitszeit und einem Wunsch nach mehr Vertrauen seitens des Arbeitgebers respektive der Arbeitgeberin. Folglich würde das Problem des symbolischen Verharrens bei der Arbeit gelöst und effizientes Arbeiten nicht sanktioniert werden. Ein allgemeines Umdenken bezüglich Arbeitszeitkulturen würde sich folglich auf die bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf auswirken.

### «Es steht und fällt mitm Chef»

In den Interviews wurde des Öfteren angesprochen, dass das Verständnis in der Firma in Bezug auf die Inanspruchnahme von Vaterschaftsurlaub und männlicher Teilzeitarbeit stark von der vorgesetzten Person oder vom Kader der jeweiligen Firma abhängig sei. Um dies zu beschreiben, wurde der Ausdruck «Es steht und fällt mitm Chef» verwendet. Das Verständnis seitens der vorgesetzten Person kann beispielsweise von der eigenen Erfahrung abhängig sein: «Also mein Boss hat auch drei Kinder und der weiss immer genau, von was ich spreche. Und das macht es sehr viel einfacher. Aber eben das sind glaube ich (.) ich weiss nicht, ob es das überall gibt. Würde mich wundern.» (Fabian)

48 Gesterkamp (Anm. 31), S. 107.

49 Böhnisch (Anm. 34), S. 34.

50 Von Streit, Anne: Entgrenzter Alltag – Arbeiten ohne Grenzen? Das Internet und die raum-zeitliche Organisationsstrategie von Wissensarbeitern. Bielefeld 2011, S. 13.

Teilweise sei es nicht nur von der individuellen Einstellung der vorgesetzten Person abhängig, sondern auch von der «Philosophie» des gesamten Unternehmens. Dies überschneidet sich mit Erkenntnissen der Schweizer Geschlechterforscherinnen Diana Baumgarten, Nina Wehner, Andrea Maihofer und Karin Schwiter. Auch in ihren Interviews betonten ihre Gesprächspartner, dass man (Glück) haben müsse, dass ihr Beruf oder die vorgesetzte Person eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf zulasse.<sup>51</sup> Die befragten Männer nahmen die Schwierigkeit der Vereinbarkeit nicht als strukturelles Problem wahr, sondern empfanden, dass sie «ihr Leben selbstverantwortlich planen und strukturelle Hemmnisse eigenverantwortlich lösen» müssten.<sup>52</sup> Dies wirkt sich entpolitisierend auf den Vereinbarkeitsdiskurs aus, indem stärker für Selbstmanagement plädiert wird.<sup>53</sup> Dabei muss jedoch zwischen Grossunternehmen und KMU unterschieden werden. In KMU haben die vorgesetzten Personen gemäss Jürg Eggenberger mehr Spielraum als in Grossunternehmen. Es gebe weniger Vorgaben zu befolgen, wie beispielsweise Diversity-Strategien, die insbesondere in Grosskonzernen implementiert werden. In KMU herrscht somit eine grössere Willkür bei der Entscheidung, welches Vereinbarkeitsmodell im Unternehmen Anwendung findet.

## Verzichtsnarrative

Nebst den oben identifizierten Hindernissen für eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf in der Privatwirtschaft konnten aus dem Datenmaterial ausserdem drei zentrale Narrative in diesem Zusammenhang ausgemacht werden: 1. der Verzicht auf männliche Vereinbarkeit von Familie und Beruf im neoliberalen Sinn zugunsten der Wirtschaftskraft eines Landes, 2. der individuelle Verzicht auf interessante Erwerbsarbeit zugunsten der Vereinbarkeit von Familie und Beruf und 3. der Verzicht auf eine klare Rollenaufteilung zugunsten einer egalitären Rollenverteilung.

Das erste Verzichtsnarrativ war insbesondere auf LinkedIn in den Kommentarspalten zu Tim Kellers Beiträgen beobachtbar. Das Narrativ ist stark von Aussagen geprägt, die individualistisches Streben als nicht kompatibel mit einer funktionierenden Wirtschaft und Gesellschaft betrachten. Anstatt für sich selbst und die eigene Kernfamilie zu denken, soll das Gemeinwohl in Betracht gezogen werden. Es ist die Sprache von «Wohlfühl»-Konzepten und man solle aufhören «zu jammern und Selbstverantwortung übernehmen sowie Prioritäten setzen».<sup>54</sup> Das wirtschaftliche Wachstum wird höher gewertet als eine familienfreundliche Arbeitspolitik. Solche Aussagen wirken ebenfalls entpolitisierend und fungieren als Plädoyer

51 Baumgarten et al. (Anm. 30), S. 86 f.

52 Ebd., S. 87.

53 Schilliger, Sarah: Who cares? Care-Arbeit im neoliberalen Geschlechterregime. In: Widerspruch 56 (2009), S. 93–106, hier S. 99.

54 Auszüge aus Kommentaren unter einem LinkedIn-Post von Tim Keller vom Mai 2021.

für Selbstmanagement.<sup>55</sup> Wie dies zuvor aufgezeigt werden konnte, ist es für Führungspersonen schwieriger, Teilzeit zu arbeiten, da von ihnen «überdurchschnittliches Engagement und uneingeschränkte Verfügbarkeit für das Unternehmen»<sup>56</sup> erwartet wird. Das Verzichtsnarrativ greift auf einer individuellen Ebene: Eine finanzielle Absicherung insbesondere durch eine Position in der Geschäftsleitung lässt sich nicht mit einer intensiven Involviertheit in die Familienarbeit vereinbaren. Individualistische Bedürfnisse werden abgelehnt.

Im Gegensatz zum ersten wurden die beiden anderen Verzichtsnarrative von Personen formuliert, die für eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf eintreten, jedoch kritisch aufzeigen, mit welchen Einbußen dies verbunden sein kann, beispielsweise dem Verzicht auf interessante Tätigkeiten bei der bezahlten Arbeit. Die Problematik zeichnet sich dahingehend ab, dass die Arbeit, die zuvor in 100 Prozent erledigt wurde, bei einer Senkung des Pensums zugunsten der Familienarbeit nun in einem geringeren Pensum erledigt werden muss. Folglich müssten gewisse Aufgaben an andere Personen abgegeben werden und dies führe dazu, dass Schnittstellen entstehen, die eine grössere Koordination mit anderen Mitarbeiter:innen benötigen. Dies bedeute «immer wieder neue Herausforderungen» und einen grösseren Zeitaufwand. Zudem falle bei einer Abgabe der Arbeit an eine andere Person insbesondere die interessante Arbeit weg: «... weil es oftmals so ist, dass es mit 60 Prozent oder weniger [...] schwieriger ist, interessante Arbeit zu finden.» (Rafael)

Bei einer Reduktion des Arbeitspensums wird die jeweilige Person somit vor die Entscheidung gestellt, entweder mehr Zeit in die Familienarbeit zu investieren oder aber das volle Spektrum an Aufgaben übernehmen zu können. Bei beiden Optionen müsse man mit Einbußen rechnen.

In diesem Zusammenhang wurde von manchen Interviewpartner:innen das Konzept New Work erwähnt. Anstatt Menschen als Werkzeuge zur Erfüllung der Aufgaben und zur Erreichung des Ziels zu betrachten, dient der Mensch im Sinne des New Work nicht der Arbeit, sondern die Arbeit dem Menschen: «The work we do should not drain and exhaust us, it should give us more strength and more energy, it should develop us into fuller human beings.»<sup>57</sup> Das individuelle Interesse und der «Spass» an der beruflichen Tätigkeit sowie die Selbstidentifikation mit dem Beruf gewinnt vermehrt an Bedeutung. Dies macht es schwieriger, sich zu entscheiden, ob bei der Familie oder am Arbeitsplatz Einbußen gemacht werden sollen. Es wird, insbesondere von jüngeren Generationen,<sup>58</sup> vermehrt eine gute

55 Schilliger (Anm. 53), S. 100.

56 Liebold (Anm. 38), S. 96.

57 Bergmann, Frithjof: *New Work, New Culture. Work We Want and a Culture that Strengthens Us*. Hampshire 2019, S. 3.

58 In den Interviews wie auch in den LinkedIn-Beiträgen von Tim Keller wurde im Zusammenhang mit einer sich verändernden Arbeitskultur immer wieder von «den Jungen» gesprochen. Nebst «die Jungen» wurden auch Begriffe wie «Millennials» und «Generation Z» verwendet, um ganze Alterskategorien zu beschreiben. Diese Begriffe entsprechen einem der gängigsten Konzepte der Klassifizierung von Jahrgängen, nämlich nach Generationen. Mit «den Jungen» ist im Falle dieses Beitrags insbesondere jene Alterskategorie gemeint, die um die Jahrtausendwende geboren wurden und in den letzten Jahren oder

Work-Life-Balance verlangt, bei der eine gute Vereinbarkeit von Familie und Beruf inbegriffen ist. Gemäss Eggenberger wählen «die Jungen» ihre Arbeitgeber nach anderen Kriterien aus als die Generationen davor. Die Firma verliere an Arbeitsmarktattraktivität, wenn sie nicht ermögliche, dass auch in Teilzeit ein spannender Arbeitsinhalt und die Möglichkeit der Verantwortungsübernahme gewährleistet werden kann. Es habe sich bereits zu einem gewissen Grad ein gesellschaftlicher Wandel vollzogen, der mit der Übernahme der Wirtschaft durch «die Jungen» voranschreite.

Obwohl das dritte Verzichtsnarrativ zwar nicht direkt mit der Privatwirtschaft, sondern mit der innerfamiliären Aufgabenteilung verbunden ist, hat es Auswirkungen auf sie. Diverse Interviewpartner:innen reflektierten, dass das klassische Modell ihrer Eltern entlang einer klaren Sphärentrennung eventuell bezüglich Koordination der Aufgaben einfacher war: «Irgendwo hat halt mein Vater einen Bereich gehabt und meine Mutter ihr eigenes Reich und Bereich gehabt. Und ich finde das nicht einfach nur schlecht. [...] Ich denke manchmal (.) es kann auch mal entspannt sein, wenn es wie klar ist. Weil ich kann mir vorstellen, wenn jetzt jemand 50/50 arbeitet, dass sie noch viel mehr aushandeln müssen, wer bestimmt jetzt in diesem Bereich und wer hat jetzt mehr (.) also ich denke, das ist manchmal noch anspruchsvoll.» (Rachel)

Eine «klare» Rollenaufteilung würde der Interviewpartnerin zufolge den Alltag als Familie vereinfachen. Sie verweist auf eine innerfamiliäre Lebensgestaltung, die an den Fordismus mit seiner ausgeprägten räumlichen und zeitlichen Stabilität und Konsistenz erinnert.<sup>59</sup> Nicht nur «innerhalb der Familie herrschte eine klare geschlechter- und generationenspezifische Aufgabenzuweisung», sondern es bestand auch eine «deutlich festgeschriebene Aufgabenteilung zwischen Wirtschaftssystem, Bildungssystem und Familie».<sup>60</sup> Im heutigen postfordistischen System gehe es nicht mehr um die Vereinbarkeit, «denn die ursprünglichen Grenzlinien [zwischen Beruf und Familie] sind nicht mehr scharf und der Zugriff auf Individuen und ihre Familien ist umfassender und subtiler zugleich geworden».<sup>61</sup> In diesen Arbeits- und Lebensverhältnissen gehe es «vielmehr um immer wieder neu auszutarierende Balancen von unterschiedlichen Tätigkeits- und Lebensformen an unterschiedlichen Orten der Gesellschaft».<sup>62</sup> Die beiden Sphären werden entgrenzt und sind mit der Herausforderung einer zunehmenden Flexibilität konfrontiert. Bei einer egalitären Aufteilung der Erwerbsarbeit befürchtet meine Interviewpartnerin, dass die Koordination der Aufgabenteilung anspruchsvoller sein könnte. Fabian äussert sich

zum jetzigen Zeitpunkt frisch in den Arbeitsmarkt eintreten und dafür bekannt seien, dass sie höhere Ansprüche an die Arbeitsbedingungen hätten. Dabei wurde mehrfach betont, dass die Hoffnung bei stehe, dass diese Generation nun die Veränderung bringe in Bezug auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf: «Und IHR seid jetzt die Generation, die das jetzt so anschiebt oder anschieben könntet. Und ich bin jetzt gespannt, ob das passiert.» (Fabian)

59 Jurczyk, Karin; Lange, Andreas: Familie und die Vereinbarkeit von Arbeit und Leben. Neue Entwicklungen, alte Konzepte. In: Diskurs 12/3 (2002), S. 9–16, hier S. 10.

60 Ebd.

61 Ebd., S. 13.

62 Ebd., S. 10.

ebenfalls zu dieser Thematik: «Ich meinte neulich zu meiner Frau, dass vielleicht diese alte Rollenaufteilung gar nicht so verkehrt war. Weil klar war: Der Mann geht arbeiten und bringt die Kohle nach Hause und die Frau kümmert sich um das Kind. Kann ja auch komplett kehren. Weil dann sind die Verhältnisse einfach klar. Denn was WIR machen, ist so ein permanentes Jonglieren. Meine Frau 60 Prozent. Ich 60 Prozent. Unser Kind in der Spielgruppe zwei Tage, dann kommt Grossmutter und ... Wenn dann eine Sache nicht funktioniert, Job verlieren, jemand krank, sofort: Und jetzt?!»

Auch er ist der Meinung, dass eine traditionelle Rollenaufteilung eine weniger komplizierte familieninterne Koordination der unbezahlten Arbeit bedeuten würde. In dem von ihnen gelebten Modell sei es «ein permanentes Jonglieren» von Erwerbsarbeit, Haushalt und Kinderbetreuung. Dass beide Elternteile zu einem gleich grossen Pensum erwerbstätig sind und die Kinderbetreuung durch unterschiedliche Personen abgedeckt werde, mache sie vulnerabler in unvorhergesehenen Situationen. Insbesondere das kurzfristige Ausfallen externer Betreuungspersonen ist problematisch. Dieses als «Jonglieren» beschriebene Betreuungsmodell sei mit einem erhöhten Stresslevel verbunden: «Ich sehe, dass alle gestresst sind, die dieses Modell fahren wie wir.» (Fabian)

Auch hier wird somit wieder ein Verzichtsnarrativ sichtbar. Um eine egalitäre Aufgabenteilung zu leben und den Vater mehr in die Kindererziehung zu involvieren, muss ein komplexer und herausfordernder Alltag in Kauf genommen werden. Ein allenfalls erhöhtes Stresslevel kann sich gegebenenfalls auf die Harmonie in der Paarbeziehung oder das Familienleben auswirken. Für die Privatwirtschaft bedeutet dies, dass, je ausgeglichener die Stellenprozente beider Elternteile sind, desto mehr mit kurzfristigen Absenzen gerechnet werden muss und eine höhere Flexibilität und mehr Verständnis erforderlich werden.

## Schlusswort

Dieser Beitrag fokussiert auf die Narrative rund um die väterliche Teilzeitarbeit und den Vaterschaftsurlaub im Zusammenhang mit der Lohnarbeit und wie sie im beruflichen Umfeld akzeptiert werden. Aus den Erzählungen in den Interviews geht hervor, dass Väter vermehrt in die Betreuung ihrer Kinder involviert sein möchten und der Nachwuchs nicht nur zur Erfüllung einer Normalbiografie dienen soll. Es soll eine innige Vater-Kind-Beziehung entwickelt werden. Väter sind jedoch mit diversen Hürden konfrontiert, wenn sie ihr Pensum reduzieren wollen, um mehr unbezahlte Familienarbeit zu leisten. Die grösste Befürchtung ist dabei, dass durch die Pensumsreduktion oder die Inanspruchnahme von Vaterschaftsurlaub die Karriere stagnieren würde. Folglich muss ein Umdenken in der Arbeitskultur stattfinden, damit vereinbarkeitsfördernde Modelle auch Vätern vermehrt zugänglich gemacht werden, ohne dass sie sanktioniert werden. Nur dann können sich die Narrative in eine Richtung wandeln, in welcher der Diskurs zur Betreuungsarbeit von Männern wie auch Frauen gleichermaßen geführt wird,

ohne eine explizite oder implizite Sphärentrennung zu reproduzieren. So sollen beispielsweise als ‹weiblich› konnotierte Fähigkeiten aufgewertet, Teilzeitarbeit destigmatisiert und eine geschlechterneutrale Elternzeit eingeführt werden. Erst wenn Väter im beruflichen Umfeld, aber auch gesamtgesellschaftlich vermehrt als ebenbürtige Betreuungsarbeitsleistende betrachtet werden und sie sich von ihrer Rolle als Hauptverdiener und den damit verknüpften tradierten Geschlechterleitbildern lösen können, kann die Gleichstellung von Frau und Mann auch in anderen Bereichen weiter voranschreiten.

# Visiting Borderland, oder: Gesellschaft machen in der nahen Fremde

SEBASTIAN DÜMLING

## Abstract

Der Beitrag widmet sich, unter Rückgriff auf ethnomethodologische Konzepte, Alltagshandlungen von Grenzakteur:innen im deutschen Umland der Schweizer Stadt Basel. Genauer geht es um das Erleben des Grenzlands durch Schweizer Einkaufstourist:innen, wobei von folgender These ausgegangen wird: Einkaufstourist:innen gehen als, so mein Begriffsvorschlag, *nahe Fremde* in die *fremde Nähe*. Beim Zusammentreffen von nicht miteinander bekannten Schweizer:innen an besonders infrastrukturierten Räumen im deutschen Grenzland werden die Kategorien des Eigenen und des Fremden stetig neu ausgehandelt. Zudem ermöglicht diese Spannung den Grenzakteur:innen besonders eindrückliche Beobachtungen gesellschaftlicher Differenz; das Machen von Gesellschaft wird empirisch *sichtbar*. Der Beitrag betreibt auf diese Weise Grenzforschung als eine mikrosoziologische Alltagsforschung.

*Keywords: everyday life, borderland, shopping tourism, ethnomethodology, infrastructures*  
*Alltagsleben, Grenzland, Einkaufstourismus, Ethnomethodologie, Infrastrukturen*

## Natürlich, eine These, die nicht aufgeht

In einführenden Methodenseminaren betont man als Dozent oft – so geht es mir jedenfalls – den hohen Wert von ersten Thesen, die im Forschungsgang nicht aufgehen, widerlegt werden und durch neue ersetzt werden müssen.<sup>1</sup> Dies, erklärt man dann, sei eine anstrengende, mitunter schmerzhaft Erfahrung, die aber heuristisch sowie forschender:innenbiografisch nicht nur nützlich, sondern elementar sei. Wenn solch ein Fall aber angesichts eines immer näherrückenden Termins eintritt,

1 Dieser Beitrag ist die überarbeitete Fassung meines am 25. 11. 2021 im Rahmen meines Habilitationsverfahrens gehaltenen Probevortrags vor der Versammlung der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel. Herzlich bedanken möchte ich mich bei meinen (tollsten!) Kolleg:innen und Freund:innen, die frühere Vortragsfassungen kommentiert und diskutiert haben. Mein besonderer Dank gilt Michel Massmünster, Walter Leimgruber, Ulrike Langbein, Simona Pagano, Katharine Braun, Marion Schulze, Alain Müller, Konrad Kuhn, Regina Bendix, Frank Rexroth, Jan-Hendryk de Boer, Johannes Schütz und Annika Goldenbaum. Zudem danke ich den beiden anonymen Gutachter:innen und den Herausgeber:innen für wertvolle Hinweise und Kommentare.

an dem diese erste, nicht aufgehende These in den Habilitationsvortrag vor der versammelten Fakultät münden soll, wird der Dozent doch zunehmend nervös.

Dabei hatte ich mir das alles so schön am Reissbrett überlegt: Bevor ich im April 2021 mit meiner Feldforschung im grenznahen Umland von Basel begann, formulierte ich die Hypothese, dass sich durch die Grenzschiessung zwischen Deutschland und der Schweiz von März bis Mai 2020 zu Beginn der Corona-Pandemie im Basler Grenzland neue Alltage ausgebildet hätten – zumindest in einem bestimmten Alltagsbereich, den ich weiter unten spezifiziere. Ich ging davon aus, dass diese neuen Alltage auch nach der Grenzöffnung Bestand hätten und so das Grenzleben zu einem anderen geworden sei. Vor dem Hintergrund einer im weitesten Sinne ethnomethodologischen Theoretisierung hielt ich diese These für absolut überzeugend.

Die Schliessung der Grenze erschien mir nämlich als ein grosses «breaching experiment» unter Realbedingungen, das eine kollektive «inhibition of activities» ausgelöst habe.<sup>2</sup> Hierdurch sei das routinisierte Erleben der grenzländischen Lebenswelt unmöglich und seiner Alltäglichkeit enthoben worden. Alltag ist mithin ungebrochene Anschlusskommunikation, in der der Körper weiss, was wie zu tun ist, ohne dass das Bewusstsein eingreifen müsste. Unterbrochen wird dieser Alltag durch Störungen, die nach reflexivem Reaktionswissen verlangen, nach einer «remedy» (Garfinkel), die die *Wirklichkeit erster Ordnung* in eine der *zweiten* überführt:<sup>3</sup> wenn der Akteur nicht mehr fließend in seiner Wirklichkeit handeln kann, sondern sich bewusst machen muss, welcher Art diese Wirklichkeit ist, um in ihr auf welche Weise zu handeln.

Als die Grenzen zwischen der Schweiz und Deutschland plötzlich geschlossen wurden, muss es, so meine Annahme, zu einem solchen störenden Nachdenken über die grenzländische Alltäglichkeit gekommen sein, das ebendiese suspendiert hatte. Das alltagspragmatische Prozessieren im Modus eines kontinuierlichen Fließens sei durch die Grenzschiessung nämlich zu einem Ende gekommen.

Harold Garfinkel hat in einem ethnomethodologischen Klassiker formuliert, Gesellschaft sei deswegen empirisch möglich, weil es nie zu einer «social amnesia» komme, in der die Handelnden vergässen, wie sie Gesellschaft machten, indem sie sich nämlich pragmatisch aufeinander bezögen.<sup>4</sup> Die Grenzschiessung, so dachte ich, habe zu einer solchen sozialen Amnesie geführt, in der die Grenzakteur:innen die Praktiken vergessen hätten, mit denen sie sich im Grenzland störungsfrei aufeinander hatten beziehen können.

Diese These meinte ich zudem mit einer systemtheoretischen Grundannahme zum Alltagshandeln untermauern zu können: Kommunikativ herausfordernd sei demnach weniger das fortlaufende Bezugnehmen von Alter auf Ego als vielmehr

2 Grundsätzlich zu «breaching experiments» Garfinkel, Harold: *Studies in Ethnomethodology*. Hoboken, NJ 1967; Mead, George H.: *The Philosophy of the Act*. Chicago 1938, S. 232.

3 Garfinkel, Harold: *Ethnomethodology's Program*. In: *Social Psychology Quarterly* 59 (1996), S. 5–21, hier S. 6.

4 Garfinkel, Harold: *A Conception of, and Experiments with, Trust as a Condition of Stable Concerted Actions*. In: O. J. Harvey (Hg.): *Motivation and Social Interaction*. New York 1963, S. 187–238.

die erste, initiiierende Bezugnahme. Nachdem Alter die Kontingenz minimiert hat, nicht sicher wissen zu können, ob er Ego mit Handschlag oder Wangenküsschen begrüßen solle, prozessiert die Kommunikation unter geminderter Kontingenz, weil sich Alter und Ego pragmatisch auf eine grundlegende Interaktionsordnung geeinigt haben.<sup>5</sup> Nicht das laufende Handeln ist unwahrscheinlich, sondern die Eröffnung gegenseitigen Handelns. Auch das passte gut zu meiner Ausgangsthese: Als die Grenzen ab Mai 2020 wieder öffneten, hätten die Grenzakteur:innen entsprechend vor dem Problem gestanden, ihr Grenzhandeln wieder aufnehmen zu müssen, ohne dass dieses Handeln nun noch Teil eines laufenden, kontingenzlastenden Prozesses gewesen wäre.

Aus zwei Gründen schien mir, immer noch vor dem Reissbrett stehend, diese Handlungsamnesie liesse sich vor allem im Alltag sogenannter Einkaufstourist:innen beobachten, also bei Menschen, die in der Schweiz leben und in Deutschland einkaufen gehen: Zum einen gibt die wirtschaftswissenschaftliche Konsumforschung zu diesem Grenzphänomen an, das Hauptmotiv für den Einkauf ennet der Grenze sei weniger der effektive Preisvorteil im deutschen Einzelhandel als vielmehr die Gewohnheit, die Routine.<sup>6</sup> Zum anderen ist das Einkaufen in der Theorietradition, vor deren Hintergrund ich meine These entwickelte, ein Topos für die schlechthin alltäglichste Alltäglichkeit, in der nämlich hochgradig formalisierte Handlungstypen über routinisierte Handlungen miteinander interagieren, ohne Fragen aufzuwerfen.<sup>7</sup> Ich nahm also an, dass Basler Einkaufstourist:innen vergessen hätten, wie routiniert störungsfrei es ablaufe, in die Buslinie 38 einzusteigen, von Basel-Schifflande direkt ins deutsche Grenzach-Wyhlen zu fahren, dort im Aldi Süd und im dm-Drogeriemarkt einzukaufen, in einem Lokal zu essen und zu trinken und dann wieder in die Schweiz zurückzukehren.

Das Problem an diesen thesenartigen Annahmen war nur: Die Menschen, die ich im Zuge meiner ethnografischen Forschungen interviewte, machten sehr deutlich, dass sie nach der Grenzöffnung völlig problemlos ihre Rollen als Grenzakteur:innen wiederaufgenommen hatten, dass es demnach keinerlei *role-taking*-Konflikte gegeben hatte, keine Krisen im *doing-border*.<sup>8</sup> Für meine Gesprächspartner:innen war die Wiederaufnahme einer grenzländischen Alltagshaftigkeit nie problematisch. Als die Grenzen geschlossen gewesen waren, hatten sie eben anderes gegessen – und als die Grenzen wieder geöffnet hatten, waren

5 Kieserling, André: Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme. Frankfurt am Main 1999.

6 Vgl. nur Rudolph, Thomas; Nagengast, Liane: Einkaufstourismus Schweiz 2015. Eine Studie des Forschungszentrums für Handelsmanagement der Universität St. Gallen. St. Gallen 2015.

7 Vgl. zum Einkauf als alltagssoziologischem Topos Goffman, Erving: The Presentation of Self in Everyday Life. New York 1959, S. 58–60; Luhmann, Niklas: Funktionen und Folgen formaler Organisation (1964). Berlin 1999, S. 195–197.

8 Die ethnografische Forschung fand zwischen April und Oktober 2021 statt. Neben der teilnehmenden Beobachtung im deutschen Grenzland habe ich 18 Leitfadeninterviews mit in der Schweiz wohnhaften Einkaufstourist:innen, deutschen Kund:innen und Verkäufer:innen vornehmlich am Grenzacher Aldi Süd und der dortigen Bushaltestelle geführt. Hinzu kamen informelle Gespräche mit verschiedenen Grenzakteur:innen, etwa Nutzer:innen des grenzüberschreitenden öffentlichen Nahverkehrs, sowie *ride-* und *walk-alongs* in Bussen und Geschäften.

sie zur alten Ordnung zurückgekehrt, ohne dass die anhängigen *role performances* unter Exemplifizierungsdruck gestanden hätten.<sup>9</sup>

Das hätte ich mir indes mit genauerem Blick auf die Theorie schon denken können: Ich hatte übersehen, dass doch gerade der handlungsökonomische Vorteil formalisierter Handlungen und Akteurstypiken darin besteht, die Entscheidungskontingenz hinsichtlich bezugsfähigen Handelns zu minimieren und gegen Brüche zu immunisieren: Der Supermarkteinkauf bietet einen derart sozial institutionalisierten und formalisierenden «spatial frame» (Goffman), dass das Handeln hierin kaum prekär werden kann, es sei denn, Alter und Ego verlernten das Einkaufen.<sup>10</sup> Das stand aber nie zur Disposition. Doch das sollte nicht meine einzige Fehlannahme über grenzländische Störanfälligkeiten sein.

## Wie grenzhaf ist das Grenzland?

Abgesehen von der ungebrochenen Alltäglichkeit des Einkaufens stellte ich zunehmend infrage, wie grenzhaf das Basler Grenzland eigentlich war. Folgt man Ulf Hannerz' bündiger Feststellung, dann sind «borderlands» jene Räume, «where the action is».<sup>11</sup> Das Überschreiten der Grenze führe zu Brüchen, zu Konflikten, die ihrerseits produktiv, so der Kulturanthropologe Hannerz, in Prozesse der Kreolisierung und Hybridisierung mündeten. Dieser Gedanke ist mir als Erzählforscher nur allzu vertraut: Jurji Lotman, der grosse narratologische Grenztheoretiker, erklärt, dass Erzählungen und deren erzählte Handlungen nur entstehen könnten, wenn Grenzen übertreten würden. Umso fester, das heisst umso axiologisch-ideologisch verhärteter diese Grenzen institutionalisiert seien, desto handlungsintensiver – und, wie Lotman es nennt, revolutionär-ereignishafter – sei die Erzählung.<sup>12</sup> Die Action generierende Grenzhaftigkeit korreliert demnach mit einer ereignishaften Grenzübertretung. Aber wie grenz- und ereignishaft war überhaupt das Basler *borderland*? Meine ersten Eindrücke als Ethnograf machten es mir sehr schwer, eine handlungsstarke Erzählung über dieses Grenzland zu entwerfen, weil die von mir beobachteten Grenzgänge doch – jedenfalls in meinen Augen – recht ereignis-

9 Aus zwei Gründen werden in diesem Beitrag die englischsprachigen Theoriebegriffe beibehalten: Zum einen ist es kaum möglich, sie adäquat zu übersetzen, zum anderen soll die so erzeugte sprachliche Irritation dazu beitragen, einen analytischen Blick auf das empirische Material einzunehmen. Vgl. dazu auch die erste deutschsprachige Arbeit zur Ethnomethodologie: Bergmann, Jörg R.: Der Beitrag Harold Garfinkels zur Begründung des ethnomethodologischen Forschungsansatzes. München 1974.

10 Goffman, Erving: *Forms of Talk*. Philadelphia 1981, S. 136. Vgl. auch die Zusammenfassung bei Kieserling (Anm. 5), S. 22–25.

11 Hannerz, Ulf: *Flows, Boundaries and Hybrids*. Keywords in Transnational Anthropology, Working Paper. Ohne Ort 2002, S. 2.

12 Zur revolutionären Ereignishaftigkeit Lotman, Jurij M.: *Die Struktur literarischer Texte*. München 1993, S. 334. Vgl. dazu die beeindruckende Kombination Lotman'scher Kultursemiotik mit mikrosoziologischer Phänomenologie in Eisch, Katharina: *Grenze. Eine Ethnographie des bayerisch-böhmischen Grenzraums*. München 1996 (Bayerische Schriften zur Volkskunde 5). Zu Garfinkel und Lotmans Grenztheorie vgl. Dümmling, Sebastian: *Ordnung, Kontingenz, Krise. Zur Narratologie des Schlosses*. In: *Fabula* 60/1–2 (2019), S. 38–49.

los ihren Lauf nahmen. So erschien mir das Basler Grenzland äusserst weit von Grenzorten entfernt, wie sie in den stilbildenden *borderland*-Studien untersucht worden waren: Zwischen Basel und Grenzach-Wyhlen war keine «deterritorialized world» zu erkennen, in der «fronterizos» mit subversiven Taktiken die Strategien des staatlichen Machtdispositivs herausforderten.<sup>13</sup> Hier am Oberrhein agierten sicherlich keine «coyotes», die illegalisierte Menschen wie Dinge über die Grenze brachten;<sup>14</sup> und es waren hier, trotz EU-Aussengrenze, auch keine Marker eines europäischen Grenzregimes zu erkennen.<sup>15</sup> Waren die Grenzakteur:innen um Basel herum nicht sehr stetige «border surfers» und «regionauts», die das Grenzland im routinisierten und providenten Gleichklang der Alltäglichkeit durchquerten?<sup>16</sup>

Dieser Eindruck verstärkte sich dadurch, dass auch die grössere memoriale Textur, in die dieses Grenzland eingewoben ist, ausgesprochen ereignisarm wirkt – jedenfalls aus meiner deutschen Perspektive: Während die Oder, die Neisse, der deutsch-französische Rheinabschnitt und die vielen anderen Flüsse Europas – Maas, Elbe, Dnjepr – wohl für immer durch Erinnerungslandschaften fliessen werden, die von den Weltkriegen und vom deutschen Menschheitsverbrechen geprägt wurden, fliesst der Rhein zwischen Basel und Grenzach nicht entlang von Soldatenfriedhöfen, Schlachtfeldern oder einst todbringenden Eisenbahngleisen.<sup>17</sup> Während Katharina Eisch-Angus in ihrer beeindruckenden Studie über das bayerisch-böhmische Grenzland überall auf örtliche Einschreibungen dieser Kriege und deutschen Verbrechen stösst, bleiben solche Spuren im Basler Grenzland, sieht man von einer kleinen Plakette am Basler Badischen Bahnhof und von einigen wenigen Schautafeln in Riehen ab, unsichtbar.<sup>18</sup> Würde man allerdings nur einige Kilometer nördlich von Basel die Grenzen wechseln, würde man auf *nécropoles* und gar auf einen Menschenfresserberg stossen, was *uns*, nämlich die Deutschen und die Franzosen, mahnt, dass sich Links- und Rechtsrheiner:innen nie wieder in Kriegen abschlachten dürfen.<sup>19</sup>

13 Alvarez, Robert R., Jr.: The Mexican-US Border: The Making of an Anthropology of Borderlands. In: Annual Review of Anthropology 24 (1995), S. 447–470.

14 Kearney, Michael: Borders and Boundaries of State and Self at the End of Empire. In: Journal of Historical Sociology 41/1 (1991), S. 52–74. Bezüglich illegalisierter bzw. asylsuchender Migration zwischen Deutschland und der Schweiz ist darauf hinzuweisen, dass die, folgt man der Berichterstattung, vor allem über Autobahnwege bzw. Fernzüge erfolgt – in der Nordwestschweiz über die Zugverbindung Basel SBB–Freiburg (i. B.) –, aber nicht über die Grenzanlagen, um die es in diesem Beitrag geht.

15 Hess, Sabine; Kasperek, Bernd (Hg.): Grenzregime. Diskurse, Praktiken, Institutionen in Europa. Berlin 2010.

16 Terlou, Kees: Border Surfers and Euroregions. Unplanned Cross-Border Behaviour and Planned Territorial Structures of Cross-Border Governance. In: Planning Practice and Research 27/3 (2012), S. 351–366.

17 Völlig unerwähnt bleibt die gesamte Schweiz entsprechend in Karl Schlögels umfangreichem Band, der Europa als Grenzland historisiert, Europa als die erinnerte Summe blutiger Grenzkämpfe fasst, vom Ural bis Grossbritannien – mit der Schweiz als fehlendem Nichtort: ders.: Grenzland Europa. Unterwegs auf einem neuen Kontinent. München 2013.

18 Eisch (Anm. 12).

19 Als Menschenfresserberg ist im Grenzland der Hartmannswillerkopf, französisch Vieil Armand, bee kannt, an dem im Ersten Weltkrieg etwa 30 000 französische und deutsche Soldaten fielen; heute erinnert daran die *Nécropole nationale du Silberloch – Hartmannswillerkopf*.

Sicherlich sollte man erinnerungspolitisch nicht den Fehler begehen, hinter den Bergier-Bericht<sup>20</sup> zurückzufallen, und nicht ignorieren, wie sehr an dieser Grenze einst Flüchtende aus Deutschland abgewiesen und so in den Tod geschickt wurden. Gleichwohl aber sind diese Erinnerungen – im europäischen Vergleich – wenig sichtbar und vor allem: Sie bilden keinen narrativen Glutkern, der noch heute Erzählungen befeuern würde, die die Kollektive dies- und jenseits der Grenze als Gegner entwerfen können. Während gegenwärtige deutsch-französische, deutsch-polnische, deutsch-dänische etc. Grenzkonflikte immer auch (ob manifest oder latent) die Kriege und die Vertreibungen, die über diese Grenze führten, symbolisch reaktivieren können und damit interaktionale Störungen narrativ ummanteln, fehlt zumindest eine solche kriegerisch-memorale Störumwelt an der schweizerisch-deutschen Grenze.

Insofern schien mir nun nicht nur das Einkaufen eine besonders wenig störungsanfällige Praxis zu sein, an die nach der Grenzöffnung problemlos wieder angeschlossen werden konnte. Auch das schweizerisch-deutsche Raumgefüge mit der ihm eigenen memorialen Textur hatte wohl dazu beigetragen, dass alle unterstellten Alltagsbrüche ausgeblieben waren. Meine *borderland*-Studie, so sah ich es schon vor mir, würde am Ende in eine «Kulturanalyse des Ereignislosen»<sup>21</sup> münden. Als Erzählforscher allerdings, der die Welt und die Forschungen über diese Welt vor seinem inneren Auge immer als ereignishafte Erzählungen entwirft, graute mir davor, dass sich diese Gleichförmigkeit in der weiteren Feldforschung tatsächlich bestätigen würde.

## Im Feld: Gelangweilte Grenzakteure, ein gelangweilter Grenzforscher, ein Grenzereignis

Die Feldforschung fand vornehmlich in Grenzach-Wyhlen statt. Der Ort schliesst unmittelbar östlich an Basel an, mit einer direkten Busverbindung von Basel-Schiff-lände und – gegenüber Lörrach und Weil am Rhein – dem forschungspragmatischen Vorteil, dass man sich dort mühelos zwischen verschiedenen Raumpunkten hin und her bewegen kann: dem kleinen Zentrum, wo Drogerie, Deutsche Post und Eisdiele liegen, und dem Grenzübergang, wo sich, in 300 Metern Entfernung, der Aldi Süd befindet.

Die ersten Interviews bestätigten meine Vorannahmen vom ereignislosen Grenzraum, sprachen doch gleich mehrere Gesprächspartner:innen von der schweizerisch-deutschen Grenze als einer ausgesprochen langweiligen, insbesondere, wenn man sie mit anderen Grenzen vergleiche – wobei manche:r Gesprächspartner:in mitunter drastische, geradezu zynische Vergleiche wählte: Eine Frau

20 Damit ist der Schlussbericht der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg gemeint, die in den 1990er-Jahren die engen Verflechtungen zwischen der Schweiz und dem Deutschen Reich von 1939 bis 1945 untersucht und bekannt gemacht hat.

21 Ehn, Bill; Löfgren, Orvar: Nichtstun. Eine Kulturanalyse des Ereignislosen und Flüchtigen (2010). Hamburg 2012.

aus der Schweiz, mit der ich auf deutscher Seite in Sichtweite zum Grenzacher Zoll sprach, erklärte mir: «Wir sind hier ja nicht am Mittelmeer. [...] Wir gehen hier einfach rüber und machen das, was wir immer machen.»<sup>22</sup>

Nicht nur sie nahm eine Art Grenzevaluation vor, auch andere erzählten von unruhigen Grenzkontrollen auf dem Balkan, auf Flughäfen in den USA oder von der Grenze zwischen dem Tessin und Italien. Da fühle man sich so, meinte ein anderer Grenzakteur, als ob man eine «richtige Grenze» passiere, überall sei Polizei und Zoll.<sup>23</sup> Hier in Grenzach hingegen sei es genauso langweilig wie daheim in Basel. Schliesslich sei es doch ganz einfach: Die Deutschen, so sagte der Mann abgeklärt, kämen zu den Schweizern<sup>24</sup> zum Arbeiten, die Schweizer kämen zu den Deutschen zum Einkaufen. So sei der Lauf der Dinge. Über hiesige Grenzereignisse hörte ich nichts. Die Grenzacher Grenze wird tatsächlich als Routineraum erfahren, nicht als Raum ereignishafter Störungen; für die Forschung langweilig, aber als Lebensraum vielleicht gar nicht so schlecht, dachte ich mir.

Die kurz darauf folgende Wendung der Forschung und die damit verbundene Einsicht, dass ich mich bislang auf die falsche Grenze konzentriert hatte, ereignete sich bei einer Busfahrt von Basel-Schifflande zur Haltestelle Grenzacher Horn, auf deutscher Seite etwa 20 Meter von der Grenzanlage entfernt. Nach vielen erzählerarmen Eintragungen in mein Feldtagebuch konnte ich endlich etwas notieren, das meiner Forschung eine Richtung gab: «Der 38er ist voll mit Einkaufstourist:innen, zu erkennen an den vielen Tragetaschen und Einkaufstrolleys. Eine ältere Frau mit Kopftuch telefoniert sehr laut auf Türkisch. Gegenüber sitzt eine etwa gleichaltrige Frau. Auf Schweizerdeutsch bittet sie die telefonierende Frau, leiser zu sprechen. Die Telefonierende registriert dies augenscheinlich nicht, worauf die Schweizerin immer lauter wird, bis sie die telefonierende Frau auf Hochdeutsch anschreit: «Jetzt seien Sie endlich ruhig, so was macht man hier nicht!» Die Telefonierende spricht unverändert weiter. Die Schweizerin schaut sich im Bus nach Verbündeten um – vergeblich –, und sagt etwas sehr erregt auf Schweizerdeutsch, das ich sprachlich nicht verstehe. Einige Mitfahrer:innen schütteln den Kopf. Die meisten steigen beim Aldi in Grenzach aus, auch wir, und ich frage die Frau, worüber sie sich so aufgeregt habe. Sie sagt auf Hochdeutsch: «Das ist im 38er am Samstag immer so: Da kommen alle zum Aldi und sie sind laut und nehmen keine Rücksicht.» Ich stelle mich vor, frage, ob wir ein Interview führen können – zu sehr interessiert mich, wen sie mit «alle» meint. Sie antwortet auf Schweizerdeutsch, dass sie keine Zeit habe.»<sup>25</sup>

Nach Ereignissen Ausschau zu halten, bedeutet – folgt man Lotman –, diejenigen Grenzen zu finden, die die Akteure im Raum fixieren und deren Übertritt einen gravierenden Konflikt – Gesetz-, Moral-, Schamkonflikt – bedeutet, Grenzen, die nur situativ im Ereignis empirisch fassbar werden. Solche Ereignisse weisen,

22 Interview Meret Müller (alle genannten Namen sind Pseudonyme), 14. 4. 2021, Bushaltestelle Grenzacher Horn, Grenzach-Wyhlen.

23 Interview Carlo Brioni, 14. 4. 2021, Bäckerei Heitzmann, Grenzach-Wyhlen.

24 In indirekter Rede behalte ich die Gender-Formen bei, die die Gesprächspartner:innen verwendet haben.

25 Eigene Feldnotiz, 23. 8. 2021.

ethnomethodologisch gesprochen, eine besondere *accountability* auf, in der sich implizite Handlungslogiken *in conflict* explizit darstellen. Wenn Adele Clarke in ihrem Standardwerk zur Situationsanalyse scheinbar zirkulär feststellt, «the conditions of the situation are in the situation»,<sup>26</sup> heisst dies mit Lotman, dass allein im Ereignis die umgrenzende Ordnung sichtbar wird, die durch das Ereignis aufbricht. Deswegen war diese Busfahrt heuristisch so wichtig: Hier kam es zu einem Ereignis, in dem sich die Störung der eigentlich umkämpften Grenzen im Grenzland ereignete.

## Thesenfindung im Feld: Das Grenzland und die Maximierung der Nähe in der nahen Fremde

Meine gestörte Busfahrt verdeutlichte mir, dass neben der nationalstaatlichen Grenze, die der 38er-Bus überquert, ganz andere Grenzen verletzt werden, wenn man Grenzen durchschreitet: nämlich Grenzen zwischen Körpern und deren Kommunikationen, die, wie ich zu erkennen meinte, durch die grenzländischen Infrastrukturen spannungsreich zueinander angeordnet werden. Störende Ereignisse finden nämlich nicht bloss *hinter der Grenze* statt. Sie ereignen sich in konkreten Räumen, die Handlungen auf eine Weise infrastrukturieren, dass die Handelnden sich, wie man in Anlehnung an Georg Simmel formulieren kann, in *fremder Nähe* so nahekommen, dass sie, die Handelnden, sich nicht mehr als Fremde fremd sein können.<sup>27</sup>

So kam ich schliesslich zu meiner zweiten These, der ich in der weiteren Forschung nun nachgehen wollte: Zum Basler Grenzland gehören jene Einrichtungen abseits der staatlichen Grenze, die ein permanentes «unintentional social pairing» infrastrukturieren, nämlich ein *pairing* von Fremden, die gemeinsam aus ihrem Land in ein anderes Land fahren beziehungsweise sich dann dort begegnen.<sup>28</sup> Die Grenzumwelt gestaltet auf diese Weise interpersonale Nahbeziehungen zwischen einander fremden Akteuren in der Fremde, wodurch auch die eingeübten Skripte zur eigentlichen Gestaltung solcher Nahbeziehungen sich fremd werden. Entsprechend lässt sich das Diktum Simmels umformulieren, wonach eine genuin moderne Erfahrung darin bestehe, dass sich in der Strassenbahn *Menschen als Fremde* in die Augen schauen, ohne dass sich Intimität einstelle: Im Grenzland fährt die Simmel'sche Strassenbahn in der Fremde, wodurch die Kategorien des Eigenen und des Fremden neu ausagiert werden müssen.<sup>29</sup> Die Grenze macht aber noch mehr: Sie macht überhaupt erst *etwas* – nämlich Handeln, Aussehen, Spre-

26 Clarke, Adele: *Situational Analysis. Grounded Theory after the Postmodern Turn*. Thousand Oaks 2005, S. 71.

27 Im Anschluss an Simmels Definition, wonach der Fremde ein «innerer Feind» sei, der das Ferne nahe bringe, sind die *nahen Fremden in der Fremde*, denen ich mich widme, als *äussere Freunde* zu verstehen, die das Nahe in die Ferne bringen. Vgl. Simmel, Georg: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung* (1908). Frankfurt am Main 1992, S. 509.

28 Goffman, Erwing: *Relations in Public. Microstudies of the Public Order*. New York 1971, S. 27.

29 Simmel (Anm. 27), S. 727.

chen – als Fremdes beziehungsweise Eigenes beobachtbar beziehungsweise lässt Akteur:innen mit diesen Adressierungen ihre Umwelt beobachten.

Um das präziser zu fassen, sei die treffende Formulierung des Soziologen Steffen Mau aufgenommen, der Grenzen als «Sortiermaschinen» bezeichnet hat, die ihre Durchlässigkeit entlang unterschiedlicher «ökonomischer und juristischer Lizenzierungskategorien» steuern.<sup>30</sup> Dieses Sortieren ist Teil eines Machtwissenkomplexes, der die Grenzanlage durchwirkt. Demgegenüber will ich herausstellen, dass auch an der relativ offenen Basler Grenze Sortierprozeduren stattfinden, die allerdings nicht vom polizeilichen Sicherheitssystem durchgesetzt werden, sondern Teil des alltäglichen *doing border* sind: Die Akteur:innen sortieren sich selbst in ein bestimmtes Kollektiv ein, aber sie tun dies nicht aus freien Stücken und sie tun dies in einer als fremd beobachteten Umwelt. Diese Kollektive – und deren zugrunde liegenden Sortierregeln – werden durch im Grenzland installierte Infrastrukturen sichtbar. Dabei verweisen die in der Fremde konstituierten Handlungskollektive auf soziale Kollektive im Eigenen und damit auf deren Sortierregeln. Das Grenzland kann schliesslich als eine «Sortiermaschine» beschrieben werden, die Sichtbarkeit sozialer Grenzen, mithin von Gesellschaft dadurch generiert, dass wiederum territoriale und interpersonale Grenzen an prekären Infrastrukturen überschritten werden. Auch dies ist eine in Methodenseminaren häufig vorgebrachte Lektion: Thesen sollten immer explorativ während des Forschungsprozesses erarbeitet werden, nie am Reissbrett. Dies hatte ich erst bei meiner zweiten These berücksichtigt, mit der ich das Grenzland als den Raum verstand, der die Nähe in der nahen Fremde maximiert – und dadurch umso ereignishaftere Störungen produziert.

## Das Feld: Infrastrukturen der Nähe, der Scham und der Wut

Mit den prekären Infrastrukturen der *nahen Fremde* meine ich objekthafte, empirisch durchwirkte Ermöglichungsumwelten im Grenzland wie die Grenzacher Bushaltestelle zwischen Aldi und Zoll, an der der Bus Nummer 38 Richtung Basel-Schiffflände fährt.<sup>31</sup> In Sichtweite des Zolls, wo die die Grenze überquerenden Autos Schritttempo fahren müssen, steht an einer Bushaltestelle eine kleine, überdachte Wartebank mit einer Wartefläche, die links und rechts von Büschen gesäumt wird.

Hier treffen sich die Grenzakteur:innen, die vom Einkaufen beim Aldi Süd zurück nach Basel fahren, mit ihren verweisstarken Einkaufswägelchen, Tragetaschen und Rucksäcken. Es treffen sich hier diejenigen, die nicht mit dem Auto kommen, was bei manchen, mit denen ich spreche, eine wichtige Differenz markiert: «Ich wohne direkt im Wettstein-Quartier, das lohnt sich gar nicht.» Jemand

30 Mau, Steffen: Sortiermaschinen. Die Neuerfindung der Grenze im 21. Jahrhundert. München 2021, S. 26.

31 Grundlegend Star, Susan Leigh: The Ethnography of Infrastructure. In: American Behavioral Scientist 43 (1999), S. 377–391.

anders sagt: «Ich habe kein Verständnis für Leute, die mit dem Auto aus dem Aargau oder Solothurn kommen, für mich ist Aldi nicht viel weiter weg als die Migros.»<sup>32</sup> Die Bushaltestelle infrastrukturiert so, gleichsam als externe Leitunterscheidung, eine Gruppe derer, die feststellen, dass sie nicht Auto, sondern Bus fahren. Das Busfahren scheint Beweis dafür, kein *echter* Einkaufstourist zu sein, was bei manchen eine schamhaft besetzte Sozialfigur darstellt.<sup>33</sup>

Demgegenüber aktualisieren sich wiederum die internen Unterscheidungen über besondere Blickregime, die an der Haltestelle wirken und dem ähneln, was Stefan Hirschauer zu den Proximitätskonflikten festgestellt hat, die das gegenseitige Anschauen bei Fahrstuhlfahrten auslöst: «Nichts braucht so viel Platz im Aufzug wie Blicke. [...] Blicke werden im Fahrstuhl selbst vorrangig zum Objekt, zu etwas, das Platz braucht [...]. Da das Auge durch die Fahrstuhlarchitektur als Sinnesorgan [...] frustriert wird, wird es umso mehr auf seine sozial-kommunikative Funktion (das Blicken) konzentriert, ohne daß dem aber eine hohe Kontaktmotivation entspreche. Was dem Sehen ein extremer Mangel an Panorama ist, ist den Blicken ein Mangel an Auslauf. So verharren sie lauern in einer Aufmerksamkeit, die nicht auf sich aufmerksam macht.»<sup>34</sup>

An der Bushaltestelle blicken die Einkäufer:innen vor allem auf die Einkäufe der anderen und bewerten diese mit ihren Blicken, etwas, was als Problem beschrieben wird, nicht zuletzt weil die Blicke Schamgrenzen verletzen: Eine junge Frau erklärt mir, dass sie niemals bestimmte Hygieneartikel wie zum Beispiel Tampons sichtbar verstaue, weil dann die herumstehenden Männer drauf schauen. Die Haltestelle wird so auch zu einem (*en*)gendered space, in dem ein *male gaze* auf einen *female counter-gaze* stösst.<sup>35</sup> An der Bushaltestelle lässt sich mithin ein breites Set grenzmarkierender «body glossings» beobachten, worunter Goffman Körpergesten versteht, die innere Motivlagen einem anderen gegenüber sichtbar machen sollen: Wenn jemand zu nahe kommt, wird die Einkaufstasche zugeknötet oder man dreht sich um, um Körpergrenzen zu markieren.<sup>36</sup>

Die Bushaltestelle als Infrastruktur macht aber nicht nur Schamgrenzen sichtbar. Sie ist ein Begegnungsraum sozial sehr unterschiedlicher Grenzakteur:innen mit unterschiedlichen Lizenzierungen im Sinne Maus: Die somalischen Geflüchteten, die wahrscheinlich jeden Rappen umdrehen müssen – und mit mir nicht ausführlicher sprechen wollen –, treffen hier auf den – mir gegenüber sehr red-

32 Gesprächsnotizen, 13. 9. 2021, Bushaltestelle Grenzach Horn, Grenzach-Wyhlen.

33 Zur medialen Skandalisierung dieser Figur exemplarisch [www.luzernerzeitung.ch/wirtschaft/neue-kampagne-wer-in-der-schweiz-einkauft-sichert-arbeitsplaetze-muessen-sich-einkaufstouristen-schaemen-ld.2179655?reduced=true](http://www.luzernerzeitung.ch/wirtschaft/neue-kampagne-wer-in-der-schweiz-einkauft-sichert-arbeitsplaetze-muessen-sich-einkaufstouristen-schaemen-ld.2179655?reduced=true), 7. 7. 2022.

34 Hirschauer, Stefan: Die Praxis der Fremdheit und die Minimierung der Anwesenheit. Eine Fahrstuhlfahrt. In: Soziale Welt 51 (1999), S. 221–245, hier S. 232.

35 Das auf Laura Mulvey zurückgehende Konzept des *male gaze* ist mikrosoziologisch vielfach gewinnbringend übernommen und erweitert worden, zum Beispiel in Calogero, Rachel: A Test of Objectification Theory. The Effect of the Male Gaze on Appearance Concerns in College Women. In: Psychology of Women Quarterly 28 (2004), S. 16–21.

36 Goffman (Anm. 28).



Abb. 1: Haltestelle Grenzach Horn, Grenzach-Wyhlen, August 2021, Bild: S. Dümling.

seligen – australischen Expat, der im deutschen Aldi ein Angebot schätzt, das er bereits aus dem australischen Aldi kennt.

Das Bushaltestellenkollektiv wird schliesslich auch dadurch zu einem Kollektiv, dass alle Teilnehmer:innen sich gegenseitig dabei beobachten, wie unterschiedlich sie sind. Der Einkauf, die Einkaufstaschen und -wägelchen verweisen auf unterschiedliche Einkommen, unterschiedliche Habitus und Herkünfte – objektsoziale Zuordnungen, die kommuniziert werden: Der mit hochpreisigem Mammut-Rucksack ausgestattete Expat steht hier in nächster Nähe zur prekären Basler Rentnerin, die ein abgewetztes «Poschtiwägeli», wie sie es nennt, und eine bereits etwas ausgeblichene Aldi-Süd-Tragetasche nutzt; im Gespräch thematisieren diese Unterschiede der Expat genauso wie die Rentnerin.

Im gegenseitigen Beobachten bilden sich wiederum Blick- und Binnenallianzen heraus, die ihrerseits die sozialen Markierungen stärken: Manche der älteren, nicht miteinander bekannten Basler:innen unterhalten sich, sprechen von Corona-Massnahmen oder vom FC Basel, während eine nichtdeutschsprachige Familie unter sich bleibt.<sup>37</sup> Ich wiederum komme mit einem etwa gleichaltrigen Mann ins Gespräch, einem Schweizer, der ebenfalls an der Universität arbeitet. Und doch: Trotz der sozialen Unterschiede bilden alle hier Wartenden eine Einheit, weil man

37 Hermann Bausinger hat erst jüngst eine solche Bushaltestellenszenerie als gleichsam paradigmatische Erzählsituation zwischen einander unbekanntem Anwesenden beschrieben: ders.: Vom Erzählen. Poese des Alltags. Stuttgart 2022, S. 7 f.

gemeinsam ständig die Autos derer vorbeifahren sieht, die nicht mit dem Bus kommen, sondern mit Autos, die, wenn sie Kantonskennzeichen wie AG (Aargau), SO (Solothurn) oder gar BE (Bern) tragen, aus unserer Sicht den echten Einkaufstourismus indizieren – das heisst, wenn sie aus Kantonen kommen, die, anders als BS (Basel) und BL (Baselland), weiter entfernt von Grenzach-Wyhlen liegen. Dabei hilft es mir, dem eigentlich norddeutschen Aussenseiter, dass ich selbst in Basel lebe – was ich in den Gesprächen auch gerne anmerke; dass ich in dieser Hinsicht doch den anderen Basler:innen ähnele, die den norddeutschen Basler zumindest an der badischen Bushaltestelle eher als einen der ihren akzeptieren als die Solothurnerin oder den Berner, die den weiten Weg auf sich nehmen, nur um ein paar Rappen zu sparen. Dass wir allerdings alle hier sind, ganz gleich aus welchem Kanton, um weniger Geld auszugeben, um im Aldi Süd Dinge zu kaufen, die der Aldi Suisse nicht kennt, um eine deutsche Eisdiele zu besuchen, die es so in der Schweiz nicht gibt, wird unter uns, die an der Bushaltestelle den Autos mit den ferneren Kennzeichen nachschauen, gewiss nicht angesprochen.

Dieses ephemere Anwesenheitsgefüge an der Grenze kann als ein Gefüge der Nähe verstanden werden, das seine zur Partizipation gezwungenen Mitglieder ständig in die Position teilnehmender Beobachter:innen *zwingt*, die sich gleichsam als Alltagsethnograf:innen betätigen: «Ich sehe hier immer, wieviel Geld Flüchtlinge für Süsses und Tiefkühlessen ausgeben – das ist doch viel zu teuer», sagt mir eine ältere Baslerin auf Schweizerdeutsch. Ich frage sie, woran sie erkennt, dass es sich um Geflüchtete handelt: «Die können überhaupt kein Deutsch und ausserdem sieht man das ja» – und sie blickt auf ihre Hände, um mir zu verstehen zu geben: die Hautfarbe. Sie fügt aber dann, erregter, hinzu: «Über die [Geflüchteten] kann man sich nicht beschweren, die verhalten sich anständig, schlimm sind die, die mit ihren teuren Autos aus dem Aargau herkommen und sich im Aldi aufführen, als ob ihnen die Welt gehört. [...] Da kann ich richtig wütend werden, wenn ich die sehe.»<sup>38</sup>

Viele meiner Interviews und Gespräche legen dies nahe: Die mit anderen *Eigenen* geteilte Fremde ist ein guter Ort, um über das Eigene nachzudenken, um verschiedene Differenzierungskategorien zum Eigenen und Fremden zu entwickeln und nach ihrer Gültigkeit zu fragen. Bemerkenswert ist also, dass die Interviewten zwar einerseits die nationalstaatliche Grenzanlage durchaus als langweilig, als *nicht der Rede wert* einordnen, andererseits aber das Konflikte fördernde Fremde im doch so nahen Grenzach herausstellen. In den Interviews spielt es nämlich eine wichtige Rolle, dass diese *social pairings* im Ausland stattfinden, das heisst unter dem potenziellen Beobachtungsdruck nationalstaatlich markierter anderer, wodurch diese Konflikte hier anders ablaufen und bewertet werden, als wenn sie an Basler Bushaltestellen oder bei einer Filiale der Schweizer Geschäfte Migros oder Coop aufträten.

Sicherlich verstärkt durch das norddeutsch gefärbte Hochdeutsch des Ethnografen – auf das mehrere Interviewte hinweisen –, evaluieren in den Interviews

38 Interview Regula Ammann, 16. 9. 2021, Bushaltestelle Grenzacher Horn, Grenzach-Wyhlen.

Abb. 2: Mehrwertsteuer-Rück-  
erstattungsboxen, Aldi-Süd,  
Grenzach-Wyhlen, August  
2021, Bild: S. Dümpling.



die Befragten ständig das Verhalten ihrer Landsleute<sup>39</sup> in Grenzach, wobei sich diese Evaluation stark auf Höflichkeitssemantiken bezieht: Die anderen Kund:innen aus der Schweiz parkierten rücksichtslos oder seien arrogant gegenüber den Kassierer:innen. Die mehrfach erwähnte Ruppigkeit des Aldi-Verkaufspersonals – so ganz anders als beim Coop oder bei der Migros daheim, wie es heisst – wird beispielsweise sehr häufig als verständliche Reaktion auf die Schweizer Arroganz beschrieben, die vor allem darin bestehe, hier im Ausland auf derselben Ordnung zu bestehen wie daheim: Aldi Süd, so heisst es mehrfach, sei, was Sauberkeit und Aufgeräumtheit angehe, nicht mit Aldi Suisse und schon gar nicht mit Migros oder Coop zu vergleichen, was von manchen Landsleuten ignoriert werde, die sich dann peinlicherweise wegen der Unordnung beklagten.

Dieses diagnostizierte Fehlverhalten wird zudem regelmässig mit einer binenschweizerischen, gleichsam kantonalen Vorurteilslogik versehen: Mit ironischem Lächeln werden mir, dem nationalen Outsider, als der ich von den Befragten durchweg identifiziert werde, Kantonsklischees geradezu beigebracht: Seitens der – in diesem Fall ausnahmslos baselstädtischen – Gesprächspartner:innen ist

39 *Landsleute* ist nicht staatsbürgerrechtlich zu verstehen, sondern meint all diejenigen, die in der Schweiz leben; ausschliesslich aus sprachökonomischen Gründen wird nicht, wie es korrekt wäre, von Kund:innen, die in der Schweiz leben, gesprochen.

dann scherzhaft distanzierend die Rede von denen aus dem Aargau, die laut, denen aus Zürich, die arrogant, sowie denen aus dem Jura, die knausrig seien.

## Gesellschaft beobachten im Grenzland unter Dichtestress

Im grenzländischen Raumgefüge gibt es besonders kritische, konfliktfördernde Infrastrukturen, die die Fremdheit der Umwelt noch stärker sichtbar machen, weil sie bei den Akteur:innen sozialen Dichtestress auslösen: An den Einkaufswagen-sammelstellen, an den Mehrwertsteuer-Ausfuhrschein-Rückerstattungs-Sammelboxen und an den Kassen beim Aldi – also da, wo sich fremde Akteure körperlich sehr nahe kommen – treten regelmässig Konflikte auf, die von Routinebrüchen im diglossischen Code-Switching begleitet werden: Wenn Schweizer Kund:innen beim Aldi Süd ihre Ausfuhrscheine in die dafür vorgesehene Box werfen wollen, versperren sie mitunter den Zugang zur Altbatteriesammelbox. Beobachten konnte ich hier zum Beispiel, wie sich ein deutscher Batterieboxnutzer laut im badischen Dialekt darüber beschwerte, dass sich die «reichen Schweizer» auch noch die Mehrwertsteuer zurückerstatten liessen, und dabei «uns», das heisst den Deutschen, den «Platz wegnehmen» würden, worauf dann ein alemannischer Streit zwischen Batterieboxnutzer und Ausfuhrscheinboxnutzer ausbrach.<sup>40</sup>

Tatsächlich ist der gesamte Kassenbereich beim Grenzacher Aldi eine Konfliktinfrastruktur: Beim Kassieren beschwerten sich zum Beispiel regelmässig Schweizer<sup>41</sup> Kund:innen darüber, dass das Rückgeld nur in Euro herausgegeben wird. In den anschliessenden Auseinandersetzungen mit den Kassierer:innen beginnen manche Schweizer Kund:innen auf Schweizerdeutsch, switchen dann ins Hochdeutsche oder werden, wenn sie im Schweizerdeutschen bleiben, von der Kassiererin aufgefordert, ins Hochdeutsche zu wechseln, was manche befolgen, andere wiederum nicht – was neue Konflikte auslöst. Die hier beobachtbaren Leitemotionen sind die Scham und die Wut: Personal und aufgebrachte Kund:innen teilen das Gefühl der Wut (aufeinander), während die in der Kassenschlange Wartenden beschämt wegschauen.

Dabei signalisiert insbesondere die störungsanfällige Sprachumgebung Fremdheit. In den Interviews sagen mir die befragten dialektsprachigen Schweizer:innen, dass sie sich häufig die Frage stellten, in welchem Idiom sie hier sprechen sollten, weil es zwar einerseits Deutschland sei, andererseits im Badischen doch fast alle Schweizerdeutsch verstünden, dass sie sich dann aber meistens, um niemandem zu nahe zu treten, für das Hochdeutsche entschieden. An den Bushaltestellen, aber auch in den Warteschlangen in der Post oder beim privaten Paketdienst, in den Räumen besonderer Nähe, bildet sich insofern etwas heraus, was Michael Herzfeld begriffsprägend als «cultural intimacy» bezeichnet hat: Gruppeninsider versichern

40 Gesprächs- und Feldnotizen, 3. 9. 2021, Aldi Süd, Grenzach-Wyhlen.

41 Hier gilt, wie in Anm. 39, dass als Schweizer:innen jene Personen bezeichnet werden, die effektiv in der Schweiz leben.

sich ungeachtet aller Binnendifferenzen ihrer Sozialität, indem sie gemeinsam eine Peinlichkeit gegenüber einem Aussen erleben.<sup>42</sup>

Diese kulturelle Intimität gründet erstens auf der Sprache – der Sorge, unangemessen zu sprechen. Zweitens zeigt sich eine als peinlich erfahrene Aussenbewertung von Geldverteilung: In nahezu jedem Interview mit eine:r Schweizer:in ist das ein Thema: die Scham, weil die Deutschen dächten, alle Schweizer:innen seien reich, weswegen sie, die Schweizer:innen, hier gar nicht einkaufen sollten. Gewissermassen stellvertretend wird dem deutschen Ethnografen mehrfach versichert, dass dies nicht stimme und sogar Armut in der Schweiz durchaus vorkomme. Mit Lotman gesprochen: Die übertretenen Grenzen – deren Übertritt kulturell produktiv ist, erregt er doch solche distanzierenden Sprachspiele der Verlegenheit – sind normative Grenzen, die die gewünschten Selbstbilder einhegen und gegenüber einem Aussen schützen sollen.

Für meine These ist dabei entscheidend, dass diese Intimität einen solchen Nahblick auf die anderen *eigenen Fremden* ermöglicht, der es erlaubt, Fragen zu stellen, die im Eigenen nicht gestellt würden: das Evaluieren, was die anderen einkaufen, das Bewerten von Automarken – muss man mit einem Porsche wirklich hier einkaufen? –, das Überlegen, ob der andere Einkaufstourist ein *echter Eidgenosse* sei oder ein Expat, der auch in der Schweiz ein Fremder ist. Solche Beobachtungen verflechten sich zu einer laikalen Protozoziologie, die Gesellschaft als einen relationalen Raum unterschiedlicher, aber doch miteinander verknüpfter Sozialmarker entwirft. In der Fremde wird man also nicht nur zum:zur Ethnolog:in, sondern auch zur:zum Bourdieu'schen Sozialforscher:in, der:die Habitusstudien betreibt.

Das Grenzacher Grenzland wird schliesslich von den Akteur:innen als ein besonders kontrastreiches Panoptikum sozialer Differenz erlebt. Dieses Panoptikum macht damit nicht nur Differenz sichtbar, sondern ermöglicht auch die Integration dieser Differenz in ein grösseres Kollektiv, das man als Gesellschaft bezeichnen kann. Dies wurde in meiner Forschung an einer Beobachtung sehr deutlich, die gleichsam den Plot eines politökonomischen Bildungsromans enthält: Ein junger Schweizer, der zum Studieren aus der Innerschweiz nach Basel gezogen ist, sagte mir: «Hier [im Grenzacher Aldi] habe ich gesehen, wie arm die Schweiz teilweise ist. Da kommen Rentner aus Basel her, um sich Essen zu kaufen. Das war mir so nicht klar.»<sup>43</sup>

Das Grenzland schafft demnach eine Nahperspektive, die das Abstraktum Gesellschaft als einen empirisch greifbaren Zusammenhang denkbar, sichtbar und erfahrbar macht. Das Grenzland ermöglicht dies, weil hier besondere Infrastrukturen sozialräumliche Nähe affordieren – die wiederum unter der Bedingung einer gemeinsam erlebten Fremdheit ausagiert werden muss.

42 Herzfeld, Michael: *Cultural Intimacy. Social Poetics in the Nation-State* (1997). New York 2005.

43 Gesprächsnotiz Urs Mayer, 18. 9. 2021, Parkplatz Aldi Süd, Grenzach-Wyhlen.

## Schluss: Feldforschung als Krisenreise

Feldforschungen, so sagt man im Methodenseminar, sind wie Reisen, von denen man als ein anderer nach Hause kommt als der, der man beim Aufbruch noch gewesen war. Als ich mit meiner Feldforschung begann, hätte ich niemals gedacht, dass sie eine solche Reise werden würde – hätte mir das jemand gesagt, hätte ich laut gelacht: Was sollte schon wesensverändernd sein, wenn man sich mit Einkaufstourist:innen in Südbaden beschäftigt? Intellektuell-analytisch ist das gewiss ein interessantes Phänomen, aber identitätspolitisch doch eher unbedeutend.

Allerdings – natürlich! – bin ich dann doch von meiner Forschung als ein anderer nach Hause gekommen, weil sich dieses *Zuhause* als affektiv-emotional durchkreuzter Ort verändert, weil die Forschung mein Zuhause verunalltäglicht hatte. Ich merkte nämlich in der Feldforschung, dass ich als *Figur* für meine Gesprächspartner:innen sehr viel interessanter war als die Figur des Einkaufstouristen: ein Norddeutscher, der in Basel lebt und für eine Schweizer Universität Forschung in Südbaden betreibt. Das wirkte für viele Gesprächspartner:innen kurios und provozierte Nachfragen über meine Person. Ich betrieb daraufhin selbst nicht selten dürftige Biografiearbeit, etwa indem ich erklärte, dass ich gar nicht so ein richtiger Norddeutscher sei, da ich schon gleich nach dem Abitur weggezogen sei, meine Eltern aus dem Rheinland stammten (was für ein fürchterliches Wort, das ich da verwendete!) und ich sowieso gar nicht genau wisse, was denn den Norddeutschen auszeichne etc. Entgegnung des Einkaufstouristen: «Naja, Sie sprechen schon absolut wie ein Norddeutscher – Sie können doch bestimmt auch Plattdeutsch, oder?»

Ich war fest überzeugt, dass mich meine zwanzig Jahre kulturwissenschaftlicher Studien dagegen immunisiert hätten, Fragen der Herkunft, gar Fragen der Heimat sentimental auf mich selbst zu beziehen – an Herkunft und Heimat mochten andere glauben, mochten sich andere erwärmen und erregen, aber doch nicht ich!

In der *nahen Fremde* des badischen Grenzlandes führte die permanente Selbstwie Fremdanrufung des Feldforschers als norddeutscher Stadtbasler aber dazu, dass der Feldforscher, also ich, nicht mehr ganz so einfach seine Konzept- und Affektdistanz bewahren konnte. Das hatte eigentümliche Konsequenzen, die mich nachhaltig ver störten: Für jemanden, der sein politisches wie popkulturelles Coming-of-Age-Erlebnis hatte, als er im Autonomen Jugendzentrum von Neumünster (Holstein) 1997 die Punkband Slime live erlebte und betrunken deren Hit «Deutschland muss sterben, damit wir leben können» mitgrölte – und so die wichtigste Lektion in Sachen Heimatkunde gelernt zu haben meinte –, für den bedeutete es eine erhebliche Störung, sich auf einem badischen Aldi-Parkplatz wiederzufinden, um die von Schweizer:innen attestierte Unfreundlichkeit seiner deutschen Mitbürger:innen zu rechtfertigen, gegenüber Schweizer:innen die Regierungspolitik einer CDU-geführten Koalition zu verteidigen und auch noch nachhaltig beleidigt zu sein, wenn die interviewten Schweizer:innen den deutschen Aldi nicht so sehr schätzten wie den Schweizer Coop. Und überhaupt: Wieso konnten *die* mit mir hier in Deutschland nicht einfach Hochdeutsch sprechen ... *Oh mein Gott*, dachte ich mir, als ich aus Deutschland zurück im Bus nach Hause, nach Basel, fuhr, *was*

*hat die Feldforschung aus mir gemacht?* Genau so einen der Deutschen, derentwegen es mir so leichtgefallen war, Deutschland in Richtung Schweiz zu verlassen. Welch verstörende Dialektik – die gewiss darauf hinweist, dass Identität nicht auf einem homogenen Zuschreibungssystem aufbaut, sondern mithin Ergebnis eines widersprüchlichen, paradoxen und immer gestörten wie störenden Selbst-/Fremdverortens und Selbst-/Fremdeinordnens ist. Insofern ist das *nahe Fremde* nicht nur ein Ort, an dem sich Gesellschaft besonders gut beobachten lässt, sondern es ist ein Ort, an dem sich auch die Störanfälligkeit des eigenen Ichs in der Gesellschaft eindringlich zeigt. Hier, an diesem passageren Ort, wird das Passagere des Eigenen und das Passagere des Anderen greifbar, denkbar und fühlbar.

Die räumlichen Infrastrukturen, die ich in den Mittelpunkt gestellt habe – etwa Bushaltestellen oder Supermarktkassenbereiche –, sind daher hier auch nicht als «Infrastrukturen der Macht» vorgestellt worden.<sup>44</sup> Stattdessen diskutierte ich sie als Infrastrukturen eines handlungspragmatischen und kommunikativen Prozessierens, das immer nur in einer prekären, kontingenten Form geschieht; in einer Form, die die Störung, gerade dadurch, dass sie diese verhindern will, um so wahrscheinlicher macht. Das wiederum ist eine Dialektik, die das Handeln gewiss überall auszeichnet, die aber, so wollte ich zeigen, im Grenzland auf besonders explizite und produktive Weise wirksam ist.

44 Adam, Jens; Vonderau, Asta: Formationen des Politischen. Überlegungen zu einer Anthropologie politischer Felder. In: dies. (Hg.): Formationen des Politischen. Anthropologie politischer Felder. Bielefeld 2014, S. 7–32, hier S. 28.



## Buchbesprechungen / Comptes rendus des livres

**Bausinger, Hermann: Vom Erzählen. Poesie des Alltags.** Stuttgart: Hirzel, 2022, 206 S.

Hermann Bausinger versteht es meisterhaft, *Vom Erzählen* zu erzählen. In seinem letzten Werk, das kurz nach seinem Tod 2022 erschienen ist, geht er davon aus, dass uns Erzählen immer und überall begegnet, auch dort, wo wir nicht darauf gefasst sind wie in alltäglichen Gesprächen, in wissenschaftlichen Werken oder in den Geschichtsbüchern einer Nation. *Man erzählt immer von sich selbst* heisst ein Kapitel. Das ist eine einfache Erkenntnis, hat aber weitreichende Folgen. Denn sie bedeutet, dass es keine Objektivität gibt. Jedes Narrativ ist eingefärbt von der Grundhaltung des/der Sprechenden. Man muss sich nur dieser Färbung bewusst sein, und man muss sie sich bewusst machen, indem man sie dekonstruiert. Bausinger verlässt nach ein paar grundsätzlichen Überlegungen das Gebiet der Theorie und wendet sich den verschiedenen Erscheinungsformen von Erzählung und von Geschichten zu.

Bausinger geht davon aus, dass schriftliches Erzählen literarischen und hochsprachlichen Kriterien folgt und einen sorgfältigen Umgang mit Sprache bedingt, was Form, Inhalt und Stil betrifft. Verschriftlichung erhebt einen

anderen Anspruch als das einfache mündliche Erzählen. Und doch haben beide Ausdrucksformen miteinander zu tun: Mündlich Tradiertes kann als so wertvoll gesehen werden, dass man es schriftlich festhalten will, umgekehrt werden literarische Texte einem neugierigen Publikum gerne weitererzählt, ausgeschmückt und/oder auf den Punkt gebracht. Je nach Zuhörerschaft oder Gelegenheit – Stammtisch, vertrauliches Gespräch, Gutenachtgeschichten für Kinder – verändert sich die Erzählung. Es ist wesentlich, dass die Erzählenden den Inhalt und seine Sprache flexibel gestalten, einen aktuellen Bezug zu den gegebenen Umständen herstellen, Bekanntes mit hereinnehmen und so für die Zuhörenden interessant bleiben. Eine ursprüngliche Quelle oder gar eine Autorin oder einen Autor auszumachen ist meist nicht möglich und geht auch am Sinn und Zweck des mündlichen Erzählens vorbei. Anonymität oder auch die Aneignung als «eigene», das heisst selbst erlebte Geschichte ist der Normalfall. Bausinger gibt einige Beispiele zum Besten, die seine Ausführungen plausibel vor Augen führen. Wandermärchen oder Witze sind vielleicht die bekanntesten Formen von mündlicher Verbreitung. Sie gehören zu den sogenannten *einfachen Formen*, die André

Jolles (1874–1946) 1930 untersucht und in den Rang einer eigenen (vor)literarischen Gattung erhoben hat.

Bausinger liebt die rhetorische Figur des Oxymorons. So heisst eine Kapitelüberschrift *Der Sinn sinnlosen Erzählens*, eine andere *Der Glaube ans Unglaubliche*. Im ersten Fall geht es um Grussworte, alltägliche Bemerkungen, Wiederholungen etc. Ihr Zweck ist weder Information noch Unterhaltung, sondern die Bestätigung einer sozialen Beziehung, die einer Nachbarschaft, einer Bekanntschaft oder einer Freundschaft geschuldet ist. Diese scheinbar «sinnlosen» Bemerkungen und Erzählungen halten die Gesellschaft am Laufen, Klatsch, nicht als Sand im Getriebe, sondern als Schmieröl im Räderwerk des Alltags verstanden. Im zweiten Fall geht es im Wesentlichen um eine Steigerungsform. Wir verwenden den Ausruf «Unglaublich!», um unser Erstaunen auszudrücken, doch meist meinen wir damit, etwas sei kaum zu glauben – aber eben, man kann oder soll es glauben. Hier liegt das weite Feld des Aberglaubens. Gerade der Aberglaube öffnet dem Erzählen Tür und Tor. Er beginnt beim Mythos und endet bei der rationalen Aufklärung. Das Erzählen bedient sich auf beiden Seiten, je nach Stoff und Gehalt des Erzählten. Bausinger geht aber nicht weiter auf abergläubische Elemente ein, sondern wendet sich der praktizierten Religion zu. Predigten sind dieser zweifachen Zielsetzung ausgesetzt: Predigtmärlein oder zwischenmenschliche Begegnungen der Pfarrerin oder des Pfarrers erlauben Nähe zum Kirchsprengel, die heilige Handlung und das Gebet bleiben aber stets dem Mythos, dem Unerklärlichen in der Religion, verpflichtet.

Märchen werden traditionell als mündliches Erzählgut gesehen. Die *Kinder- und Hausmärchen* der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm haben diese Sicht insofern beeinflusst, als sie im Rückgriff auf Gewährsleute Märchen sammelten, diese aber in eine ständig verfeinerte Form von Sprache und Gestaltung festlegten, sodass die Ausgabe letzter Hand (1850) oft zur einzig akzeptierten Form eines Märchens wurde. Hier liegt der Übergang vom Mündlichen zum Schriftlichen (und Literarischen) vor, während der Umkehrvorgang, also die Popularisierung von Literatur, in der Literaturgeschichte wohl ebenso oft auftritt. Bausinger interessiert sich für die Frage nach der Wahrheit. Denn oft hört man den Vorwurf, Märchen seien Lüge, da unwahr. Man tut den Märchen Unrecht, wenn man sie an der banalen Realität misst. Sie sind eine Kunstform mit vorgegebenen Formeln. Dazu gehört die Eingangs- und die Schlussformel, die Sprache, das königliche Personal, die Tierfiguren und die Figuren der unsichtbaren Welt. Und es geht um Gut und Böse. Die Sensibilisierung eines kindlichen Publikums für moralische Fragen in verständlicher, spielerischer Form macht Märchen auch für die Pädagogik wertvoll. Märchen sind in einer höheren Wahrheit wahr, meint Bausinger, und sie sind keine Lüge. Daneben gibt es allerdings Lügengeschichten (manchmal auch «Lügenmärchen» genannt), wo die Lüge unmaskiert auftritt, wo aufgeschnitten, übertrieben und schwadroniert wird, wo es um Geist und Witz geht und wo die ethischen und ästhetischen Regeln des Märchens ausser Kraft gesetzt sind. Der Schritt zum Witz ist schnell getan, wenn die Geschichte eine Pointe erhält. Diese Geschichten

dienen nicht der Erbauung, sondern der (oft freizügigen) Unterhaltung.

Schliesslich beugt sich Bausinger über das Wort «er-zählen» und kommt auf die Bedeutung der Zahlen zu sprechen. Um eine Erzählung flüssig und spannend vortragen zu können, müssen die Vortragenden die einzelnen Schritte der Handlung genau im Kopf haben. Am besten merken sie sich die einzelnen Abschnitte, indem sie sie nummerieren. Diese Gedächtnisarbeitsweise wird nicht erzählt, da sie als Eselsbrücke dient. Umgekehrt gibt es Zahlen, die in Märchen eine grosse und gut sichtbare Rolle spielen: die Drei, die Sieben, aber auch die Zwölf beziehungsweise die Dreizehn sowie die Vervielfältigungszahlen Zehn, Hundert und Tausend. Grundsätzlich haben diese Zahlen einen Ganzheitscharakter, der zum Teil auf sakralen Bedeutungen oder auf dem alten Duodezsystem beruht.

Am Schluss des Buches gibt der Autor zu jedem Kapitel ergänzende Hinweise. Meist geht es um die Quellenlage. Es passt zum Thema *Vom Erzählen*, dass er die Umstände zu seinen Beispielen erzählt und nur ab und zu eine bibliografische Anmerkung macht. Das Schöne beim Lesen dieses Werkes ist, dass man glaubt, Hermann Bausinger live eine Vorlesung halten oder ein Seminar leiten zu hören. Wie sehr ihm das Erzählen am Herzen lag, verrät der Untertitel *Poesie des Alltags*.

PAULA KÜNG-HEFTI

**Dippel, Anne, Hannah Kanz und Stephanie Schmidt: Kult. Das Kulturanthropologische Kartenspiel.** Freiburg: KULA Games Kollektiv, 2022.

Die wissenschaftliche Betrachtung von analogen Gesellschaftsspielen erhielt in jüngster Zeit starken Zulauf. Im Fokus steht die Auseinandersetzung mit Brett- und Kartenspielen, einem gesellschaftlichen Vergnügungsmedium, das als Freizeitaktivität seit Jahren an Bedeutung zunimmt. Als populärkulturelles Medium verstanden bietet es die Möglichkeit verschiedener analytischer Zugriffe: der Blick auf die Konstruktion historischer Geschichtsbilder, die Betrachtung des Umgangs mit kolonialem Erbe und der Umgang mit postkolonialen Perspektiven sowie das Hinterfragen gängiger Stereotype wie binäre Geschlechterzuschreibungen oder Klassenkonstruktionen.<sup>1</sup> Im Gegensatz dazu wurde mit *Kult. Das Kulturanthropologische Kartenspiel* ein eigenes Spiel für kulturanthropologisch Interessierte entwickelt. Anne Dippel (Jena), Hannah Kanz (Freiburg) und Stephanie Schmidt (Hamburg) entwarfen ein Kartenspiel, das vor allem Studierende ansprechen soll und erste Zugänge zum Fach vermitteln kann.

Am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde (ISGV) fand im September 2022 eine ausführliche Testrunde statt, an der insgesamt neun Personen aus Kulturanthropologie und Geschichte teilnahmen. Die Einbeziehung von Kolleg:innen zweier Fachbereiche ermöglichte es, einen differenzierten Blick auf die Herangehensweise

1 Siehe dazu auch das Projekt Boardgame Histoorian, <https://bghistorian.hypotheses.org>, 2. 1. 2023.



Abb. 1: Das Spiel, Foto: Dörthe Schimke.



Abb. 2: Die Spielkarten mit drei Schwierigkeitsstufen, Foto: Katharina Schuchardt.

und das Spielgefühl zu bekommen, und erweiterte die Perspektive auf das Spiel erheblich. Für die Rezension eines Kartenspiels sind andere Kriterien von Bedeutung als für eine Buchrezension, daher ist diese nachfolgend gegliedert in eine Einführung ins Spiel, in die Mechanismen und Regeln und in den eigentlichen Spielverlauf, bevor mit einem Fazit geschlossen wird.

*Das Spiel:* *Tabu* ist ein Klassiker der Gesellschaftsspiele aus dem Jahr 1990, an dem sich *Kult* orientiert und von dem es viele Mechanismen übernimmt. Das Grundprinzip, das Erklären von Begriffen im Rahmen eines vorgegebenen Regelwerks, ist gleich. Das erleichtert auch den ersten Zugang zum Spiel, da diese Vorlage spielaffinen Personen ein Begriff sein dürfte. Während *Tabu* als Partyspiel fungiert, verfolgt *Kult* edukative Zwecke und ist nicht primär aufs Gewinnen angelegt. Vielmehr ist der Weg das Ziel, bei dem spielerisch einiges gelernt werden kann und der nebenbei noch Spass bereitet. Die zu erratenden Begriffe umfassen Alltagsausdrücke, Analysekonzepte und Fachtermini. Die bunte Schachtel mit 188 Begriffskarten, zwei Aktions-

karten und zwei Leerkarten benötigt nur wenig Platz und ermöglicht die unkomplizierte Mitnahme zu Konferenzen und Seminaren. Die Karten selbst sind aus etwas dickerem Papier, sodass sie einige Runden gut überstehen, ohne abgenutzt auszusehen. Die Regeln wurden ressourcensparend auf den Kartonboden des Spiels gedruckt. Zusätzlich bereitgelegt werden sollten Materialien, um Punkte zu zählen, da sich während des Spiels die Dynamik entwickelt, am schnellsten sein zu wollen. Ihr wird über Punktechips oder Ähnliches Ausdruck verliehen.

*Mechanismen und Regeln:* Spielziel ist es, möglichst viele vorgegebene Begriffe innerhalb von jeweils 60 Sekunden zu erraten. Sogenannte Sperrbegriffe, jeweils fünf pro Begriff, dürfen für die Erklärung des gesuchten Wortes nicht genannt werden. Dafür steht der erklärenden Person ein Zeitfenster von 60 Sekunden zur Verfügung, während dessen sie möglichst viele Karten erläutert.

Es dürfen immer alle, unabhängig von der Gruppe, mitraten und der Punkt für jede Karte geht an das Team, dessen Angehörige:r den gesuchten Begriff zuerst richtig genannt hat. Somit

sind stets alle Spieler:innen dabei und es findet ein gemeinsames, gruppenübergreifendes Spiel statt. Anschließend wechselt die erklärende Person, sodass jede:r Teilnehmer:in am Ende diese Rolle innehatte. Die Karten sind in drei Schwierigkeitsstufen unterteilt und wiederum vier unterschiedlichen Kategorien zuzuordnen. Dies ermöglicht einen flexiblen, modularen Aufbau des Spiels, der an vorhandenes Vorwissen angepasst werden kann. Dazu kommen mit den Aktionskarten «Zeichnen» und «Pantomime» zwei variable Karten dazu, die dem jeweiligen Spiel nach Belieben hinzugefügt werden können. Die Regeln sind bewusst minimalistisch gehalten, um nicht zu viel vorzugeben. Dies ermöglicht einen raschen Einstieg ins Spiel und eine gewisse Flexibilität in Bezug auf die Umsetzung einer Spielrunde. In unserer Testrunde führte dies zwar zur einen oder anderen (Regel-) Frage, die aber in Konsens rasch gelöst werden konnten. Wünschenswert wären hier noch genauere Anweisungen, beispielsweise als eine Bereitstellung ausführlicher Regeln und/oder ihrer Varianten im PDF-Format auf der geplanten Homepage. Auf Strafmechanismen beim Nennen von Sperrbegriffen wie ein «Quietscher» bei *Tabu* wurde verzichtet, denn das Spiel soll ermutigen, sich mit Begriffen auseinanderzusetzen, und verfolgt daher den Impetus des positiven Anreizes. Wie streng die gesuchten Begriffe gehandhabt werden, sollte unter den Mitspielenden ebenfalls geklärt werden. So diskutierten wir etwa, ob der von mir geratene Begriff «Fastnacht» gelte, da auf der Karte nur «Fasnacht» stand.

*Die Spielerunde(n):* Wir spielten drei Runden, zunächst auf der ersten,

dann auf der zweiten und abschliessend auf der dritten Schwierigkeitsstufe. Die Karten können alle zusammengemischt werden, wir entschieden uns aber für ein langsames Vortasten, um der Prämisse des Spiels gerecht zu werden. Gespielt wurde mit drei Gruppen, die je aus Kolleg:innen beider Fachbereiche zusammengesetzt waren. Da die Begriffe zugleich Alltagsbegriffe und damit bekannt sind, konnten die Sperrbegriffe problemlos über assoziierende Beschreibungen umgangen werden. Dadurch verteilten sich die Punkte schnell unter den Teams und das Spiel machte uns von Anfang an viel Spass. Diese Herangehensweise ermöglichte uns in der anschliessenden Diskussionsrunde einen guten Zugang zu damit verbundenen Konzepten, wenn vor allem die Kolleg:innen aus der Geschichte fragten, warum diese Alltagsbegriffe als Fachtermini ins Spiel aufgenommen worden seien. Dass Namen nicht als Sperrbegriffe gelten, stellte sich als ein grosser Vorteil heraus, denn darüber konnten wir das eine oder andere Mal die richtige Spur legen. Als zur Erklärung des Begriffs «Macht» Foucault genannt wurde, folgte eine ganze Reihe von mit ihm assoziierten Begriffen. Aber auch umgekehrt helfen die Sperrbegriffe den Erklärenden, das gesuchte Wort einzuordnen, wenn es nicht bekannt ist. So wurden Assoziationsfelder geschaffen, über die eine Annäherung an den gesuchten Begriff möglich wurde.

Für eine bessere Übersicht sollte ein Spielleiter/eine Spielleiterin bestimmt werden, die gerade bei grösseren Gruppen aufmerksam zuhört, da die gesuchten Begriffe oft beinahe zeitgleich genannt werden. Der nächste Schwierigkeitsgrad (bei uns die zweite

Spielrunde) erforderte bereits mehr spezifisches Fachwissen, trübte aber nicht unser Spielerlebnis und bereitete weiterhin viel Spass. Als wir dann den dritten Schwierigkeitsgrad einbezogen, zeigte sich allerdings deutlich, dass sich diese Begriffe an ein Fachpublikum richten und Externe mehr zu Zuschauern wurden. Es schuf aber gerade dadurch in unserer Runde Diskussionspotenzial, wenn Begriffe im Anschluss von den Kolleg:innen erläutert oder im Internet nachgeschlagen wurden und so alle Anwesenden davon profitieren.

Gleichzeitig schwang aber bei den teilnehmenden Kulturanthropolog:innen auch die Sorge mit, sich zu blamieren. Diese erwies sich letztlich als unbegründet, aber die Spielleiter:innen sollten ihr sensibel begegnen, um beispielsweise Studierenden Berührungsängste zu nehmen. Als wir erstmals die Aktionskarten «Zeichnen» und «Pantomime» in den dritten Schwierigkeitsgrad mischten, wurde aber dann doch allen mulmig zumute, da sie niemand ziehen wollte. Mein Versuch, «Dispositiv» zeichnerisch darzustellen, schlug direkt fehl – was aber auch an mangelnden Zeichenkünsten liegt. Die performative Darstellung von Performanz gelang hingegen überraschend gut. Alle waren erleichtert, als diese Karten gezogen worden waren, die sich eher für die Schwierigkeitsgrade eins und zwei eignen. Wir verstanden das Spiel somit als einen produktiven Ausgangspunkt für den weiteren Austausch. Insbesondere für den Einsatz mit Studierenden ist dies eine Chance, denn das gemeinsame Lernen steht so neben dem Abrufen bereits vorhandenen Wissens im Mittelpunkt des Spiels. «Ich fühle mich, als hätte ich gearbeitet», war

das positive Resümee eines Kollegen – schliesslich hatte ich explizit zu einer Spielrunde eingeladen, ohne im Vorfeld zu erklären, dass es dabei um Fachbegriffe geht. Letztlich schlug es damit auch eine Brücke zwischen den beiden Disziplinen des ISGV.

Fazit: «Ich habe viel gelernt.» Mit diesem Satz konkludierte eine andere Kollegin unsere Testrunde. Wir sind aus der Perspektive von Wissenschaftler:innen an das Spiel herangegangen und mussten uns auf diesen Ansatz zunächst einmal einlassen. Die Punkte in den Teams verteilten sich gleichmässig, sodass der Ausgang in (fast) jeder Runde äusserst knapp war und der Spielspass erhalten blieb. Die drei Schwierigkeitsgrade ermöglichen den flexiblen Einsatz in verschiedenen Zusammensetzungen von Mitspielenden – mit Studierenden am Anfang des Studiums ebenso wie mit Fachkolleg:innen. Ein erweitertes Set mit 158 Karten findet sich in einer Onlineversion, sodass eine Spielrunde auch mit einem Handy gestaltet werden kann. Es ist ein gelungener Ansatz für die Lehre und für ludisch affine Kolleg:innen. Uns hat diese Art der Vermittlung jedenfalls viel Spass gemacht und das Abhalten einer zweiten Runde ist im Gespräch.

KATHARINA SCHUCHARDT

**Jablonowski, Maximilian: Imagine Drones.**

**Eine Kulturanalyse ziviler Drohnen.** Berlin:

Kulturverlag Kadmos, 2022, 367 S., Ill.

Die vergangenen zwei Dekaden waren nicht arm an technologischen Neuerungen, denen vorab gesellschaftstransformierende Effekte und ein baldiger wirtschaftlicher Durchbruch

prognostiziert wurden. Neben beispielsweise dem 3D-Druck oder der virtuellen Realität ist zu diesen Entwicklungen auch die zivile Drohnentechnologie zu zählen, die den Untersuchungsgegenstand der hier rezensierten Monografie bildet. In seiner *Kulturanalyse ziviler Drohnen* (2019 in Zürich als Dissertation eingereicht) untersucht Maximilian Jablonowski die symbolisch und emotional aufgeladenen Diskurse, Bilder und Motive, die den erwarteten Siegeszug und den zunehmenden tatsächlichen Gebrauch ziviler Drohnen Mitte des vergangenen Jahrzehnts beschworen und flankierten. Ausgehend von diesen Narrations- und Imaginationsbeständen arbeitet der Autor in mehreren Detailstudien heraus, wie die Ankunft der Drohnen bestehende Mensch-Technik-Verhältnisse sowie unterschiedliche gesellschaftliche Diskurse und Dispositive herausforderte, dynamisierte und transformierte.

Die theoretischen, epistemologischen und normativen Konturen dieses Unterfangens werden vom Autor in den ersten zwei Kapiteln, *Schöpfungsmythen* und *Take off*, ausführlich dargelegt. Den methodologisch offenen Forschungsansatz der Kulturanalyse übersetzt Jablonowski darin in ein zeitdiagnostisch motiviertes Erkenntnisprojekt, das sich sowohl an Paul Rabinows *Anthropologie der Gegenwart* als auch an das im deutschsprachigen Raum zuletzt verstärkt rezipierte kritische Programm der *conjuncture analysis* anlehnt. Den zeithistorischen Fluchtpunkt der Untersuchung bildet mit den Jahren 2013–2018 jener historische Moment, «in dem man das Gefühl bekommen konnte, dass bald das *Drone Age* hereinbricht; dass der ganze Alltag in Kürze nicht mehr

ohne Drohnen vorstellbar ist» (S. 44) – eine Gegenwartswahrnehmung, die der Internetriese Amazon 2013 mit seiner Ankündigung eingeläutet hatte, Drohnen binnen weniger Jahre zum Zweck kommerzieller Warenlieferung einsetzen zu wollen.

Ebenfalls gleich zu Beginn der Arbeit wird der Anspruch formuliert, dem Phänomenbereich der zivilen Drohne gerade auch in seinen Ambivalenzen und Mehrdeutigkeiten gerecht zu werden – ein Anliegen, das sich von politisch-normativ grundierten Studien zum militärischen Einsatz von Drohnen abgrenzen möchte.

Den Verlockungen theoretischer Generalisierung setzt Jablonowski denn auch konsequent eine kontextsensible Theoretisierung der Drohne in ihren unterschiedlichen Gebrauchs- und Imaginationszusammenhängen entgegen. In den folgenden, inhaltlich und argumentativ je weitgehend eigenständigen Kapiteln wird hierzu das Eindringen des technischen Objekts Drohne in unterschiedlichste gesellschaftliche Erwartungs- und Problematisierungszusammenhänge analytisch rekonstruiert. Der Autor greift zu diesem Zweck auf ein umfassendes Materialkorpus zurück, das neben journalistischen und wissenschaftlichen Arbeiten, Youtube-, Werbe- und Regierungsvideos, rechtlichen und wirtschaftlichen Gutachten, Websites, Designstudien und künstlerischen Arbeiten in geringerem Masse auch (auto)ethnografisch gewonnene Aufzeichnungen und Interviews umfasst.

Den reflexiv-theoretisierenden Denkstil der Arbeit atmet bereits das dritte Kapitel, *Familienähnlichkeiten*, das sich mit der Bestimmung des Un-

tersuchungsgegenstandes der Arbeit befasst. Der Autor rekapituliert zunächst die immer noch andauernden theoretischen Deutungsversuche der Drohne in der geisteswissenschaftlichen Diskussion und folgt diesem Diskurs unter der Prämisse, dass «die Unschärfe und Seltsamkeit der Drohne [...] gleichzeitig Schlüssel und Schloss für [ihr] Verständnis» sei (S. 62). Durch die Kontrastierung unterschiedlicher Drohnentypen gelangt Jablonowski schliesslich mit Bezug auf John Law zu einem Verständnis der Drohne als «fractionally coherent object» (S. 80). Um die empirische Heterogenität der Drohne begrifflich fassen zu können, rekurriert der Autor dann auf die Wittgenstein'sche Idee der Familienähnlichkeit, die ihm im weiteren Verlauf der Untersuchung einen vergleichsweise pragmatischen Umgang mit dem Drohnenbegriff erlaubt, gleichzeitig aber auch den Umstand reflektiert, dass gesellschaftliche Akteure die Definition dessen, was eine Drohne ist, mitunter gezielt diskursstrategisch einsetzen – etwa um militärtechnologische Assoziationen gezielt auf- beziehungsweise auszublenden (S. 64–66).

Das vierte Kapitel, *Fernsteuern*, eröffnet den Hauptteil der Arbeit. Der Autor fragt hier zunächst nach den spezifischen im Drohnengebrauch realisierten Mensch-Technik-Relationen. Jablonowski rekonstruiert dafür die Unbemanntheit der Drohne als medientechnisch neuartige «Assemblage des Fernsteuerns und Fernspürens» (S. 90). Die durch die Drohne ermöglichte «syn- und kinästhetische» (S. 102) Erfahrung der Telepräsenz wird nachfolgend unter Rückgriff auf autoethnografische Beobachtungen im Kontext des freizeithlich

betriebenen *first-person-view flights* empirisch plausibilisiert und spezifiziert. Abschliessend wird das Motiv der Telepräsenz innerhalb des grösseren Imaginationsraums evolutionärer Technikentwicklung verortet, wo sie gemeinhin als notwendiger, aber letztlich zu überwindender Zwischenschritt zu autonom operierender Technik konzeptualisiert wird.

Im fünften Kapitel, *Innovation*, wird die unter anderem durch den US-Versandriesen Amazon höchst erfolgreich in Gang gesetzte Imagination der Drohne als logistische Innovation untersucht. Auf der Grundlage einer kritischen Bestandsaufnahme wissenschaftlich etablierter Definitionen des Innovationsbegriffs entwickelt der Autor einen kulturwissenschaftlich anschlussfähigen Zugang zum Untersuchungsfeld wirtschaftlich-technischer Innovationen, den er anschliessend zur theoretisch-konzeptionellen Skizze eines gesellschaftlichen Innovationsdispositivs ausbaut. Im Anschluss an diese Perspektive entwickelt Jablonowski die überzeugende These, dass die weitverbreitete Inszenierung und Rezeption der Drohne als disruptive Innovation massgeblich darauf zurückgehen, dass sie ein in der westlichen Moderne semantisch tief verankertes logistisches Begehren nach Reibungslosigkeit adressiert.

Das sechste Kapitel, *Kreativität*, widmet sich dem künstlerisch-kritischen Blick auf wie auch dem ästhetisch-dokumentarischen Blick durch die Drohne, wobei Letzterer vom Autor vor allem unter bildwissenschaftlichen und produktionsästhetischen Gesichtspunkten analysiert wird. Die spezifischen Medienpraktiken der Drohnenvideo-

grafie werden hierbei schliesslich unter den Begriff der «*Popular Drone Vision*» (S. 196) gestellt und als medien-spezifische Adaptionen und Fortschreibungen etablierter und dezidiert ziviler Bild- und Blickkonventionen kenntlich.

Im siebten Kapitel, *Risiko*, das sich auf Arbeiten zur gesellschaftlichen Konstruktion technischer Risiken stützt, zeichnet der Autor nach, wie private Drohnen als bedrohliche Technologie und riskante (Flug-)Objekte problematisiert werden und wie institutionelle Nutzergruppen sich und anderen durch die Kultivierung spezifischer Subjektivierungsweisen und Ethiken einen verantwortungsbewussten Umgang mit der Drohne zusichern.

Schliesslich untersucht das achte Kapitel, *Vertikalität*, die transformierenden Effekte der Drohne auf die historisch etablierte, technisch-regulatorische Ordnung des Luftraums. Jablonowski argumentiert, dass sich die mit Kollisionsgefahren begründeten Anstrengungen, Drohnen einen spezifischen Platz im vertikalen Raum zuzuweisen, mit Carl Schmitt als das Ergebnis eines «Nomos des Vertikalen», einer «Luftnahme» durch zivile Drohnen, verstehen lassen (S. 266 f.). Im Anschluss an diese macht- und souveränitätstheoretische Perspektivierung widmet sich das Kapitel dem durch die Drohne aktualisierten journalistischen und aktivistischen Begehren nach einem vermeintlich transparenten, machtvollen Blick *von oben*.

Mit Blick auf das eingangs formulierte zeitdiagnostische Interesse der Arbeit werden die Detailanalysen abschliessend im neunten Kapitel, *Zukünfte*, zusammengeführt. Der Autor schliesst darin an poptheoretische und

kulturwissenschaftliche Gegenwartsdiagnosen an, die dem noch jungen Jahrtausend eine phlegmatisch-resignative, wenn nicht gar aversive Grundhaltung in Bezug auf die popkulturelle und gesellschaftspolitische Produktion erstrebenswerter Zukünfte attestieren. Die geradezu überschüssende kulturelle Produktivität ziviler Drohnen interpretiert Jablonowski vor diesem Hintergrund überzeugend als das Symptom eines mittlerweile hegemonialen Anspruchs technikkultureller Akteure auf die Formulierung und die Durchsetzung gesellschaftsweiter Zukunftsentwürfe.

Mit *Imagine Drones* legt Maximilian Jablonowski eine gleichermassen originelle wie reflexive Analyse vor, die das Phänomen ziviler Drohnen als Gegenstand kulturwissenschaftlicher Forschung grundlegend ausmisst, ohne sich dabei den (ohnehin vergeblichen) Gestus einer systematischen Darstellung aufzubürden. Aus Sicht des Rezensenten resultiert daraus ein glücklicher Fall des in den empirischen Kulturwissenschaften häufig beschworenen Empirie-Theorie-Nexus: Die mosaikartige Struktur der überwiegend sehr lesenswerten, häufig essayistisch verfahrenen Detailanalysen spiegelt wider, was auch in empirischer Hinsicht als das hervorsteckende Charakteristikum der Drohne gelten darf: ihre blickgesteuerte, multidirektionale Beweglichkeit im freien Raum und ihre simultane Korrespondenz mit verschiedensten Signalsystemen. Letzterem entspricht das Vorgehen Jablonowskis, seine *Kulturanalyse ziviler Drohnen* im Dialog mit einer beachtlichen Bandbreite zeitgenössischer Theoriebestände zu entfalten. Mit erfrischend wenig Rücksicht auf disziplinäre oder theoriege-

netische Grenzen gelingt es dem Autor so, eine ganze Reihe heterogener begrifflich-konzeptioneller Ansätze – von Anna Tsings Konzept der *friction* über den *volumetric turn* der politischen Geografie bis hin zu Carl Schmitts souveränitätstheoretischem Nomosbegriff – für das Verständnis ziviler Drohnen und der mit ihnen verbundenen, kulturellen Dynamiken fruchtbar zu machen.

Dieses Verfahren multipler analytischer Anflug- und Zoombewegungen hat seine Kosten: Analog zum Drohnenflug hat die hohe Beweglichkeit des analytischen Blicks zur Folge, dass dem Lesenden bei der Lektüre bisweilen die orientierende Gewissheit für den Start- und Landepunkt des übergreifenden Erkenntniszusammenhangs abhanden kommt. Hinzu kommt: Gemessen am Grad begrifflicher Abstraktion operieren manche der Argumentationslinien (exemplarisch genannt sei hier die Skizze eines gesellschaftlichen Innovationsdispositivs) auf einer durchaus beträchtlichen Flughöhe.

In diesem Sinne belässt die vorliegende *Kulturanalyse ziviler Drohnen* vor allem in empirischer Hinsicht noch viel Raum, die Gebrauchs-, Konflikt- und Imaginationszusammenhänge rund um zivile Drohnen noch stärker ethnografisch, praxeologisch und diskursanalytisch auszuleuchten. Ungeachtet dieser notwendigen Einschränkungen kann es aus Sicht des Rezensenten zweifellos als das Verdienst der vorliegenden Arbeit gelten, das Untersuchungsfeld zivile Drohnen in seiner Mehrdeutigkeit und Komplexität für die empirisch-kulturwissenschaftliche Forschung grundlegend erschlossen zu haben.

TONI REICHERT

**Mack, Konstantin: Hund müsste man sein: Kulturanthropologische Perspektiven auf Pup Play.** Würzburg: Universität Würzburg 2022 (Würzburger Studien zur Europäischen Ethnologie, 12), <https://opus.bibliothek.uni-wuerzburg.de/frontdoor/index/index/docId/25972>, 2. 2. 2023.

*Puppies* – seit einigen Jahren sieht man sie immer öfter: Menschen, die sich Hundemasken übers Haupt ziehen, mitunter auch in öffentlichen Räumen auf allen Vieren unterwegs sind, gelegentlich an der Leine geführt werden und sich überhaupt in einem weiten Sinne aufführen wie junge Hunde. Die Vierfarbpresse entdeckt dies und schreibt aufgeregt und doch genussvoll-voyeuristisch über einen neuen Fetisch. Der als populistisch apostrophierte Journalist und (Männerrechtsaktivist) Arne Hoffmann eilt dem Boulevard hinterher, ordnet das Hundespiel in den weiteren Zusammenhang von *pet play* ein und führt Interessierte in einem Band seiner recht zahlreichen *Erotik-Ratgeber* in diese Praxis ein (*PetPlay: Erotik-Ratgeber*. Ohne Ort: lebe.jetzt, 2020). Psycholog\*innen entdecken *pup play* und betrachten dieses ebenfalls vor allem unter dem Aspekt besonderer Formen erotischen Lustgewinns – zuletzt etwa der Psychologe Liam Wignall, dessen jüngste Äusserung zu dieser Thematik kurz nach dem hier zu besprechenden Buch erschienen ist (Liam Wignall: *Pup Play as a Sexual Subculture*. In: ders.: *Kinky in the Digital Age. Gay Men's Subcultures and Social Identities*. Oxford: Oxford University Press, 2022, S. 133–194). Und was macht Mack? Nun, Konstantin Mack, B. A. und M. A. der Julius-Maximilians-Universität Würzburg und zuvor schon mit seiner ersten Qualifikationsarbeit in Erscheinung ge-

treten (Politischer Pop. Der Eurovision Song Contest 2018 im Spannungsfeld zwischen Emanzipation und Antisemitismus. Würzburg: Universität Würzburg, 2019 [Würzburger Studien zur Europäischen Ethnologie, 4]), fokussiert in der vorliegenden überarbeiteten Masterarbeit primär das Spielerische in den Interaktionen zwischen ‹Welpen› und Hundehalter\*innen. Denn Mack sieht sogar eine Gefahr in einer allzu eindeutigen Festlegung des *pup play* auf sexuelle Aspekte, würden doch damit bedeutsame Facetten desselben – Gemeinschaftsbildung, Aufbau enger Beziehungen, Aushandlung geteilter Werte – ausgeblendet (S. 25). Menschen, die angesichts des eingangs Gesagten vielleicht Vorbehalte entwickelten, Macks Buch zu ‹klicken›, müssen somit durchaus nicht fürchten, mit pikanten Episoden aus dem Leben gespielter Hunde und deren Halter\*innen konfrontiert zu werden ...

Gleich zu Beginn der Einleitung gewährt Mack einen Einblick in sein Forschungstagebuch und skizziert damit auf wenigen Zeilen, worum es in seinem Buch geht: um Menschen, welche in die Rollen von Welpen oder in die ihrer Halter\*innen schlüpfen und in diesen Rollen miteinander in Interaktion treten – primär für sich selbst, aber nicht unbedingt im Verborgenen, denn die eingangs geschilderte Szene spielt ‹in einem Waldstück nahe einer Großstadt in Süddeutschland› (S. 11). Beiläufig wird klar: Macks Feldforschungsaktivitäten, die unter den erschwerten Bedingungen der Covid-19-Lockdowns stattfanden, umfassen auch beobachtende Teilnahme am Spiel. Klar wird auch: Der Autor geht sorgfältig selbstreflektierend zur

Sache (ebd.). Auf den folgenden Seiten macht Mack deutlich, dass *pup play* als eine Variante unterschiedlichster Rollenspiele zu begreifen sei, bei welchen menschliche wie nichtmenschliche Charaktere gespielt werden. Vermittelt wird auch, dass das Hundespiel – wie wohl aufgrund des häufigen Auftretts in LGBTQI\*-Kontexten (etwa auf Pride-Paraden) hauptsächlich in diese Zusammenhänge eingeordnet – grundsätzlich allen Menschen offenstehe. Wichtig sei allein, so wird eine Szene-Website zitiert, ‹Spas am Spiel zu haben› (S. 12). Auch das Erkenntnisinteresse des Autors wird in diesem Abschnitt dargelegt: Gefragt werden soll, was den Reiz ausmache, ‹auf allen Vieren zu gehen und zu bellen›, was das Spiel den Akteur\*innen biete und welche Diskurse auf Spiel und Selbstverständnis der Spielenden einwirkten (S. 12 f.). Eine solche Auseinandersetzung mit der Thematik könne dazu beitragen, die ‹Akteur:innen besser zu verstehen und ihr Spiel als einen Ermöglichungsraum zu begreifen› (S. 15 f.).

Mack reflektiert Forschungsstand und Quellenlage und legt dar, dass bisherige Forschungen zu *pup play* vor allem aus dem angloamerikanischen Raum stammten und in Psychologie, Soziologie und Sexualwissenschaft verortet seien. Kulturwissenschaftliche Forschungen lägen nicht vor; Arbeiten der Euroethnologie zu Fetischen seien ohnehin ‹Mangelware› (S. 15). Vor diesem Hintergrund legt Mack die Weiche für den weiteren Verlauf des Buchs – in Richtung Spielforschung und Spieltheorie.

Dem erst allmählich entstehenden Fundus wissenschaftlicher Arbeiten zu *puppies* und ihren Halter\*innen steht

freilich eine breite Basis an Quellen gegenüber. Mack bezieht sich auf Blogs, Filme, Szenebücher, Instagram- und Twitter-Seiten. Noch mehr indessen bezieht er sich in seiner Monografie auf das Material, das er selbst mittels Interviews und teilnehmender Beobachtung erarbeitet hat. Die eigene Feldarbeit reflektiert Mack ausgehend von Husserls positivismuskritischen Überlegungen zur phänomenologischen Philosophie und vor dem Hintergrund der *writing culture*-Diskussionen. Erstere führen den Autor zu seiner «explorativen Forschungshaltung», die ein «überraschungsoffene[s] Vorgehen» erlaube (S. 17 f.). Letztere sind insofern von Relevanz, als bei der Verhandlung des *pup play* Nichtsprachliches versprachlicht werden muss: ein Zustand, der als «Headspace» (S. 19) bezeichnet und vom Autor in Anlehnung an Äusserungen aus dem Feld als ein von alltäglichem Denken und Handeln abweichender Zustand gefasst wird. In einem Interview heisst es hierzu: «[...] wenn du Hund bist, musst du nicht nachdenken.» (S. 20)

Von Macks Absicht, den *headspace* im Kontext des *puppy play* zu beschreiben und zu verstehen, zum Versuch des Autors, diesen Zustand körperlich nachzuempfinden, und zum Kauf der eigenen Hundemaske ist der Weg nicht allzu weit (S. 19, 44 f.), der zur Bezugnahme auf ethnopschoanalytische Referenzen und Autor\*innen, die den reflexiven Einbezug von Körperlichkeit in den Forschungsprozess fordern, auch nicht (S. 19). Angesichts dessen lässt sich zumindest erahnen, dass dem Autor die Corona-bedingte Verlagerung der meisten Interviews in die Sphäre der Videotelefonie (S. 22) schwergefallen

sein dürfte – eine Reflexion zu Macks Feldforschungs-Krisenmanagement in Zeiten von Kontaktbeschränkungen und Hygieneverordnungen lässt sich in einem speziell diesem Aspekt gewidmeten «Interludium» nachvollziehen (S. 22–25).

Mack arbeitet heraus, weshalb er das Kollektiv der Spielenden in Anlehnung an Hitzler und Niederbacher als «Szene» begreift (S. 25 f.) und nimmt entlang des Studiums von Szeneliteratur historische Aspekte von *pup play* in den Blick. Verdeutlicht wird dabei, dass es das Bestreben der Szene und ihrer Sprecher\*innen sei, das Spiel mit (eher vagen) Verweisen auf dessen lange Herkunftsgeschichte (die bis zu den Tiergottheiten im antiken Ägypten reicht) zu legitimieren (S. 27). Tragfähiger, wenn auch weniger glanzvoll scheinen Hinweise auf Ansätze queerer Communitys in den Basen der US-Streitkräfte der 1940er- und 1950er Jahre, in welchen devote Boys und dominante Sirs miteinander (sexuell) interagierten (ebd.). Der Schluss, dass sich diese von Über- und Unterordnung gekennzeichnete Interaktion im Spiel zwischen (an der Leine geführten) Hunden und ihren Halter\*innen abbildet, liegt nahe. Mack zufolge geht es beim *pup play* aber mehr um Spiel und Gemeinschaft (ebd.). Und mag dieses Argument für sich genommen noch nicht vollständig überzeugen, so gelingt dies weit besser mit dem Hinweis darauf, dass es für die *puppy*-Rolle charakteristisch sei, Befehle gelegentlich zu ignorieren, «Grenzen auszutesten und einen eigenen Willen zu zeigen» (S. 30). Deutlich wird hier, dass sich im *pup play* menschliche Vorstellungen von den Charakteren nicht-menschlicher Lebewesen abbilden.

Mit Bezug auf einen Szeneakteur, dem Mack in seiner Feldforschung begegnet ist, heisst es, dass die Handlungsmacht, die nichtmenschlichen Lebewesen zugeschrieben werde, der menschlichen Agency sehr ähnlich sei (S. 31).

Mack verhandelt einschlägige Theorien des Spielens, nimmt Bezug auf Huizinga, Adorno und Marcuse und gelangt zur Einsicht, dass das Spiel nicht nur Zeitvertreib sei, sondern auch eine Möglichkeit biete, «in sich selbst Neues zu entdecken und nach außen wirken zu können» (S. 36). Konkret auf das *pup play* zurückkommend schreibt Mack über den Unterschied der englischen Begriffe *play* und *game* (S. 37) – Ersterer steht für das (freie) Rollenspiel, Letzterer für das nach fixen Regeln gespielte Spiel. Gerade weil in diesem Abschnitt mit Bezug auf Statements aus dem Feld davon die Rede ist, dass *pup play* jenem Spiel nahekomme, das «Kleinkinder praktizieren, wenn sie die Rollen anderer Lebewesen einnehmen» (ebd.), liesse sich fragen, weshalb hier George Herbert Meads Abhandlungen (Geist, Identität und Gesellschaft [1934]. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1973) zu den (Spielphasen) in der kindlichen Entwicklung hier keine (kritische) Erwähnung finden, doch möchte der Autor letztlich auf etwas hinaus, das bei Mead keine Rolle spielt: auf das emanzipatorische Potenzial des *pup play* (S. 38). Vor diesem Hintergrund kommt Mack auf den *headspace* zurück, stellt ihn mit Bezug auf Interviews als einen Erlebensraum, der als «erratisch», situativ und «affektgesteuert» beschrieben wird, dar und führt diesen, wiederum aufgrund eines Stichworts aus dem Feld, mit Freuds «Es» zusammen. Auch der Begriff «therapeutisch» fällt – und

wird mit der gebotenen Vorsicht kommentiert (S. 39 f.). Unter Rückgriff auf psychoanalytische Terminologie lässt Mack wissen, «die Triebabfuhr erfolgt augenblicklich, das Realitätsprinzip, das prüfen soll, ob der Bedürfnisbefriedigung etwaige äussere Widerstände entgegenstehen, ist außer Kraft gesetzt» (S. 41).

Mack diskutiert die Vergemeinschaftung von *puppies* und Halter\*innen in Offline- und Online-Zusammenhängen, verweist auf das integrative Moment, das der Szene eigen sei (auch Rollstuhlnutzende spielen mit), vollzieht die Bildung von «Rudeln» nach, erklärt deren Strukturen und verweist darauf, dass in Interviews der Begriff der «Geborgenheit» wiederholt aufgetreten sei. Vor allem Vertrauen sei essenziell in diesem Spiel und wie in SM-Kontexten auch gelte im *pup play* die Devise «safe, sane, and consensual» (S. 47–53). Die Beziehungen zwischen Halter:innen und *puppies*, so lernen Lesende, «basieren auf der verbindlichen Zusage, füreinander da zu sein». Der die Halter\*innenrolle einnehmenden Person käme dabei die Verantwortung zu, für die Person in der Hunderolle «mitzudenken und sensibel auf deren Körpersprache zu achten» (S. 53) – schliesslich wird in diesem Spiel allenfalls gebellt oder gewinselt.

Natürlich weiss Mack um die heiklen Seiten einer kulturwissenschaftlichen Befassung mit sexuell konnotierten Gegenständen und greift diese Problematik in einem dem Zugang zum Feld gewidmeten Abschnitt auf (S. 31–35), denn auch wenn sich das Buch primär dem Spielerischen und Gemeinschaftlichen im *pup play* verschrieben hat, wird der Verfasser, wie er selbst be-

merkt, doch immer wieder von den sexuellen Aspekten des Spiels eingeholt (S. 31, 61 f.). Insofern ist es nur richtig, dass sich Mack diesen Aspekten im letzten Viertel seines Buchs doch noch ein Stück weit annähert – freilich ohne Pikanterien zu liefern. Dabei geht der Autor mit Marcuses Feststellung d'accord, wonach in spätkapitalistischen Gesellschaften sexuelle Praktiken, die mit dem Führungsanspruch der genitalen Monogamie nicht vereinbar seien, als «Perversionen» delegitimiert und nonreproduktive Sexualitäten «unterdrückt» würden (S. 62 f.). Weil aber Marcuses Kritik nicht nur auf Sexualität abzielt, sondern Gesellschaftskritik im weitesten Sinne ist, führt Macks Argumentationsstrang bald wieder zum Spielerischen zurück, welches sich, weil es «eo ipso nicht zweckgerichtet ist [...] dem Primat der Produktivität» widersetze und daher «über ein utopisches Moment» (S. 63) verfüge, das über bestehende Verhältnisse hinausweise. Das emanzipatorische Potenzial des (*puppy*-)Spiels liegt für den Autor genau darin, dass es befähige, über Bestehendes hinauszublicken, «scheinbar unumstößliche Wahrheiten zu hinterfragen» (S. 64) und somit eigenständig zu denken und zu handeln.

Mit *Hund müsste man sein* hat Konstantin Mack gezeigt, dass im *pup play* mehr steckt als der neue Fetisch, den der Boulevard der Öffentlichkeit präsentiert hat. In der Fokussierung auf das Spielerische und Gemeinschaftliche in dieser Form des Rollenspiels hat der Autor für sich und seine Arbeit zielsicher eine Lücke entdeckt, die die dieser Thematik gewidmeten psychologischen, soziologischen und sexualwissenschaftlichen Arbeiten aus dem angloamerikanischen

Raum nicht gefüllt haben. Zugleich hat Mack, sich und seine Arbeit stets reflektierend, eine gut zu lesende Gratwanderung zwischen scheinbar «legitimen» Erkenntnisinteressen und scheinbar unaussprechlich «heiklen» Aspekten des *pup play* unternommen. Dies ist schon deshalb zu würdigen, weil «das Fach» – dank des Wagemuts derjenigen, die die Studierendentagung *Sex. Sex. Sex.* und den umfangreichen Tagungsband Manuel Bolz et al. (Hg.): *Sex. Sex. Sex. Anthropology of Sex, Gender and Bodies. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Alltägliches* (Hamburger Journal für Kulturanthropologie 15), 2022, <https://journals.sub.uni-hamburg.de/hjk/issue/archive>, 25. 3. 2023, auf den Weg brachten (auch hier ist Mack vertreten) – seine Mitzuständigkeit für Kulturen des Sexuellen gerade erst (neu) entdeckt. Nicht zuletzt aber zeigt Mack mit seiner Studie – dies unterstreicht das Interesse von *Spiegel* und *Deutschlandfunk*, die über das Buch berichteten –, wie kulturwissenschaftliches «Orientierungswissen» aussehen kann, das in sich fortgesetzt vervielfältigenden Gesellschaften von empirischer Kulturwissenschaft, europäischer Ethnologie und Kulturanthropologie gefragt ist: thematisch an öffentlich aufgeworfenen Fragen orientiert, theoretisch fundiert, handwerklich solide erzeugt und eingängig vermittelt.

PETER F. N. HÖRZ

**Marchand, Trevor H. J.: *The Pursuit of Pleasurable Work. Craftwork in Twenty-First Century England*.** New York, Oxford: Berghahn, 2022, 417 S., Ill.

Eine ethnografische Erforschung des Erlernens und Ausübens handwerklicher Tätigkeiten bietet, das zeigt Trevor H. J. Marchand mit *The Pursuit of Pleasurable Work. Craftwork in Twenty-First Century England*, die Möglichkeit, Ausbildungs- und Arbeitsbedingungen der Gegenwart kontextuell kritisch zu analysieren. Sie bereichert den interdisziplinären Diskurs um die physischen, sozialen und ethischen Dimensionen des Arbeitens mittels dichter Beschreibungen, die das Wechselspiel von kognitiven, kommunikativen, manuellen beziehungsweise körperlichen Tätigkeiten in Relation zu Material und Maschine aufzeigen. Und sie gibt, auch das macht Marchand deutlich, Anlass für methodologische Reflexionen zu den Modi der Teilnahme und des Erkenntnisgewinns in ethnografischen Verfahren.

Das Interesse für Kognitions- und Kommunikationsprozesse im Handwerk entwickelte er, so schreibt Marchand, inzwischen emeritierter Professor der *social anthropology*, während seines Studiums: «I have worked and studied ever since alongside craftspeople, learning about their lives and their skills while endeavouring to «learn about learning»» (S. 42 f.) Mit seiner gut 400 Seiten starken Monografie veröffentlicht er nun Ergebnisse seiner umfassenden Feldforschungen im Handwerk, für die er die Methode «apprentice-style fieldwork» (S. xiv) etablierte. Derzufolge generieren Forschende Erkenntnis, indem sie selbst handwerkliche Tätigkeiten erlernen und über längere

Zeiträume hinweg ausüben. Marchand arbeitete über 13 Jahre hinweg je längere Zeiträume auf Baustellen in Nigeria und im Jemen und absolvierte eine zweijährige Ausbildung am Londoner Building Crafts College. Diese Erfahrungen bilden, flankiert von Interviews und Videoarbeiten, die Basis für die zehn analytischen, in Teilen bereits publizierten, aber für diese Monografie vollständig überarbeiteten Kapitel des Bandes. Sie verbindet Marchands Ziel, zu klären, wie handwerkliches Lernen und Praktizieren charakterisiert sind, mit dem, was sich aus diesen Tätigkeiten, die «muscles, morals and mind» (S. 31) zusammenbringen, hinsichtlich eines *pursuit of pleasurable work* für andere Arbeits- und Ausbildungskontexte ableiten lässt.

Marchand stellt einen Prolog an den Anfang seines Buches. Hier schildert er sehr persönlich eine Leseerfahrung, die ihn Parallelen zwischen Industrialisierungsprozessen des ausgehenden 19. und Strukturveränderungen im (englischen) Hochschulsystem des beginnenden 21. Jahrhunderts erkennen liess: «This resonated with my own growing experiences of quantification and auditing of «outputs» – whether it be publications, presentations, citation, «impact» or student numbers.» (S. xvi) Er kritisiert das Streben nach Effizienz und Profit und fragt, was Charakteristika von «purposeful and pleasurable work» (ebd.) seien.

Auch in der Einleitung greift Marchand diese Interessen auf, beschreibt zudem seine Methode und seine Forschungsfelder und schärft die zentralen Konzepte des Bandes: «Craft» begreift er als «polysemous, ambiguous, and often-contested term» (S. 7) und schlägt

vor, den Begriff durch definitorische Grenzziehungen davor zu schützen, sämtliche Arten kreativer Arbeit und vor allem massenproduzierter (Manufaktur-)Waren bezeichnen zu müssen (S. 8). Damit verweist Marchand einerseits auf den gesellschaftlich niedrigen Status des Handwerks («there is still a deep-seated view that working with your hands is somehow a second-rate career», S. 10), andererseits auf die Attraktivität, die handwerkliche Tätigkeit seit den späten 1990er Jahren erfahre: «[...] craft served as a vehicle for pondering the state of our world and contemplating alternative paths that might lead to more sustainable, more fulfilling and more pleasurable ways of living and working.» (S. 7)

Kapitel eins, *An Anthropologist's Journey into Craftwork and Apprenticeship*, beginnt mit einem persönlichen Bericht zu Marchands Feldforschungen in Nigeria und im Jemen. Er beschreibt, wie sich sein Interesse von der Architektur auf die Untersuchung der menschlichen Interaktionen und praktischen Prozesse beim Hausbau verlagerte, und sieht hier auch die Entwicklung seiner Methodik begründet: Angesichts der Leerstellen, die ethnografische Frage-, Notiz- und Deutungsverfahren hinterlassen, entwickelte er den Ansatz eines «apprenticing and training in craftwork» (S. 41), den er im Folgenden anwandte.

In den Kapiteln zwei, *The Carpenters' Company and Early London Apprenticeships*, und drei, *The Building Crafts College: A History*, unternimmt Marchand kulturhistorische Kontextualisierungen. Er schildert die Tätigkeiten und Einflüsse der Londoner *Worshipful Company of Carpenters* seit ihren mittel-

alterlichen Anfängen und insbesondere im Zuge des Etablierens von Berufsausbildungen und beschreibt die Entwicklung des bereits 1893 gegründeten Londoner Colleges, in dem er von 2005 bis 2007 das *fine-woodworking programme* (S. 87) absolvierte.

Kontrastierend hierzu beginnt Kapitel vier, *Getting Started*, mit einer dichten ethnografischen Beschreibung des ersten Tages, den Marchand und weitere acht «trainees» in der Einrichtung verbringen. Diese wie auch spätere ausführliche Beschreibungen (zum Beispiel der Ausgestaltung des Curriculums, der zu erarbeitenden Objekte, der zu nutzenden Materialien und Werkzeuge sowie der Mitlernenden) erweisen sich als grosse Stärke des Bandes: Marchand gelingt es hier zu zeigen, wie handwerkliches Lehren und Lernen in steter Verzahnung von Theorie und Praxis und der Interaktion von menschlichem Körper und Material beziehungsweise Werkzeug geschieht; wie sich Handgriffe, Gesten, Körperwissen sprachlich fassen lassen und wie in diesem Kontext auch Konzeptualisierungen von Nachhaltigkeit, Migration oder Maskulinität verhandelt werden können.

Im fünften Kapitel, *Crafting Craftspeople*, richtet Marchand den Blick auf die Lehrpersonen. Anhand ihrer Biografien gibt er umfassende Einblicke in die Arbeits- und Ausbildungsstrukturen der jüngeren Vergangenheit im städtischen und ländlichen England. Im sechsten Kapitel fokussiert er ergänzend auf die *Vocational Migrants to Craftwork*. So bezeichnet Marchand jene Personen, die aus anderen Arbeitskontexten ans Building Crafts College wechselten, um das *fine-woodworking*

*programme* zu absolvieren, weil sie nach einer Arbeit suchten, die sie als sinnvoller, ästhetischer und auch nachhaltiger bewerteten («moving from headwork to handwork», S. 191). Marchand setzt ihre Vorstellungen in Bezug zu Konzeptionen sozialistischer Utopie. Er beobachtet bei «vocational migrants» zum Beispiel die nostalgische Idealisierung einer ländlich-handwerklichen Vergangenheit, die die Imagination einer postindustriellen, ökologisch-nachhaltig konturierten Zukunft umfasse, sowie eine Kritik an der Nutzung von Maschinen als «potent symbols of the world they opposed and hoped to change» (S. 201).

Hieran schliesst Kapitel sieben, *The Intelligent Hand*, an, das die Wechselbeziehung zwischen Handwerker\*innen und ihrem Werkzeug analysiert und auf Forschungsarbeiten aus den Kognitions- und Neurowissenschaften bezieht. Marchand zeigt, wie die Nutzung eines Werkzeugs neuronale Netzwerke stärkt und die konzeptionelle und motorische Kognition verändert. Dies greift Kapitel acht, *Problem Solving at the Workbench*, auf, denn Risiko und Fehler, vor allem aber das Lösen von Problemen seien zentrale Merkmale handwerklicher Fähigkeiten. Am Beispiel einer ausführlichen Beschreibung einer Interaktion zwischen Lehrender und Lernendem an der Werkbank kann Marchand Dynamiken und Komplexitäten im Lehr-Lern-Prozess herausarbeiten und dabei den Stellenwert sprachlicher Kommunikations- und Interpretationstechniken, des aufgerufenen Vorwissens und der relationalen Gefüge von menschlichem Körper, Materialität und Raum aufzeigen.

Kapitel neun, *Managing Pleasurable Pursuits*, greift das Thema der Utopie

wieder auf und bringt die laut Marchand idealisierten Vorstellungen der Lernenden in Zusammenhang mit den wirtschaftlichen Logiken, die das Handwerk ausserhalb des Colleges dominieren. Kompetenzerwerb im wirtschaftlichen Handeln finde im Curriculum kaum Platz: «For the majority of trainees, it was hoped that craftwork would be a way of living, not merely the means to make a living.» (S. 271) Er konstatiert, dass nur eine Minderheit seines Jahrgangs als «sole traders making bespoke furniture» (S. 339) arbeitete und die Mehrheit, er selbst eingeschlossen, nach dem Abschluss anderen Tätigkeiten nachging. Den hier angedeuteten Brüchen im Handwerk der Gegenwart fügt Marchand im letzten Kapitel, *Skill and Ageing*, eine weitere Facette hinzu: Er porträtiert einige zentrale Personen und zeichnet dadurch die Entwicklung handwerklicher Fähigkeiten im Laufe eines Menschenlebens nach. Ethnografiebasiert beschreibt er die Veränderungen im Nervensystem, wenn der Körper wächst, trainiert und altert, und setzt dies in den kulturellen Kontext eines dynamischen wirtschaftlichen Marktes, der kontinuierliche Anpassungen an ästhetische, materiale und technische Gewohnheiten fordert.

Im Epilog fasst Marchand die relevanten Themen des Buchs zusammen und bekräftigt vor allem seine Überzeugung, dass handwerkliches Können einen höheren gesellschaftlichen Stellenwert erhalten und die handwerkliche Ausbildung zu einem integralen Bestandteil des Lernens gemacht werden solle. Er plädiert dafür, populäre Definitionen von «Intelligenz» zu hinterfragen und um Komponenten handwerklicher Tätigkeit zu erweitern: «Craftwork

nurtures the development of the whole person – intellectually, physically, spiritually – and is therefore elemental to cultivating an informed democracy and an empowered civil society.» (S. 325)

Zu Relevanz und Stellenwert des Bandes: Weder hier noch an anderen Stellen des Bandes zielt Marchand darauf, seine Begeisterung für handwerkliche Tätigkeiten zu verbergen. Die Färbung, die seine Analyse dadurch hat, nennt er bereits im Titel. Dieser Band untersucht *The Pursuit of Pleasurable Work* im Allgemeinen, im Handwerk und Marchands persönlicher Arbeit im Besonderen. Ähnlich wie die Akteur\*innen in seinem Feld konzeptualisierte wohl auch Marchand, siehe Prolog, das Handwerk als Flucht aus den Logiken seines (universitären) Arbeitsalltags; ähnlich wie sie formuliert er innovations- und technisierungskritische Positionen (zum Beispiel S. 229), die wohl feldimmanent sind, von welchen er sich in seiner Analyse aber auch nicht vollumfänglich distanziert. Vielmehr baut er just darauf sein Plädoyer auf, das Bildungswesen und das Arbeiten durch mehr handwerkliche Tätigkeit zu bereichern. Allerdings macht Marchand, und das muss man anerkennen, nicht die wirtschaftlichen Kontexte des Handwerks in der Gegenwart und hieraus resultierende Zwänge zum Thema seiner Arbeit, sondern die ethnografische Erforschung der kognitiven und kommunikativen Prozesse beim Erlernen und Ausüben handwerklicher Tätigkeiten.

Damit schliesst er gewichtige thematische Lücken in der sozial- und kulturalanthropologischen Handwerks-, Wissens- und Arbeitskulturforschung und setzt diese in Bezug zu relevanten

Diskursen und Gegendiskursen (wie zum Beispiel Umwelt- und Klimaschutz, Mode und Konsum, Finanzkrise und die Bevorzugung universitärer gegenüber handwerklicher Ausbildungsformen in der Gegenwart).

Insbesondere überzeugt dieser Band durch die ihm zugrunde liegende «apprentice-style fieldwork», die Marchand nicht als Methode einer «reflexive autoethnography», sondern vielmehr als «ethnographic tool in my explorations of embodied learning» (S. 49) versteht. Dadurch zeigt er, wie Wissen in Korrelation von kognitiven und körperlichen Prozessen im Kontext physischer und sozialer Umgebungen entsteht, gefestigt und weiterentwickelt wird, und weist in seinen Analysen auf die gemeinsam generierte Leistung handwerklichen Wissens und Praktizierens hin. Damit leistet er einen bedeutsamen Beitrag zur Schärfung des Verstehens menschlichen Wissens und unterstreicht gerade in seinen Reflexionen über ethnografische Methoden und Positioniertheit im Feld die Kompetenzen kulturalanalytisch-dichter Beschreibung im interdisziplinären Feld der Wissensforschung.

SARAH MAY

**Stirenberg, Tabea: Scham, Schmerz, Hysterisierung. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Menstruation als Alltagspraxis.** München: Utz, 2022 (Münchner Ethnographische Schriften, 36), 102 S.

Die Periode betrifft rund die Hälfte der Menschen direkt, dennoch handelt es sich bei der Menstruation um ein kulturwissenschaftlich spärlich beachtetes Thema, das sich aber in viele Bereiche des Alltags einbettet. Tabea Stirenberg steigt in ihre gedruckt vorliegende Masterarbeit mit dem wichtigen Hinweis ein, dass Untersuchungen aus Grossbritannien zeigen, wie weitverbreitet ein Mass an Armut ist, das Frauen daran hindert, sich ihre favorisierten Hygieneartikel leisten zu können. In den letzten Jahren haben EU-Staaten begonnen, Produkte der Monatshygiene mit dem reduzierten Mehrwertsteuersatz für Grundbedarfsmittel zu besteuern. Stirenberg interessiert sich dafür, wie sich die verdrängte Menstruation «in ausgewählten alltäglichen Periodenpraktiken einzelner Akteur\*innen einschreibt und manifestiert» (S. 9).

Stirenberg rapportiert zum Einstieg den deutschsprachigen Forschungsstand zum Thema Menstruation. Obwohl viele Personen von dem Thema betroffen sind, entstanden auffällig wenig wissenschaftliche Untersuchungen dazu. Die Bedeutung der Menstruation und die damit verbundenen Zuschreibungen haben im Laufe der Zeit verschiedene Interpretationen durchlaufen. Ethnografische Studien, die sich mit Menstruation bei fremden Ethnien befassen, können auf eine länger zurückreichende Geschichte blicken. Auch die Psychologie und Medizingeschichte haben sich ins Diskursfeld eingebracht.

Mit Sabine Zinn Thomas' Dissertation *Menstruation und Monatshygiene* (1997) lag eine erste volkskundlich ausgewiesene Untersuchung vor, die zeigen konnte, dass im Alltagsdiskurs vor allem schulmedizinische Vorstellungen zum Ausdruck kommen. Ulrike Taus betonte 2006 mit *Tabu und Menstruation* die Wichtigkeit von Jutta Voss' Buch *Schwarzmondtabu* (1988), das für den deutschsprachigen Raum als eine der ersten ökofeministischen Schriften zum Thema gelten kann. Taus zeigt, wie die Aufwertung der Menstruation einer Retraditionalisierung zuarbeitet. Von grosser Bedeutung für das von Stirenberg umrissene Feld sind seit den 1980er Jahren auch populärwissenschaftliche Bücher mit Ratgebercharakter wie beispielsweise das erwähnte *Schwarzmondtabu*.

Seit einigen Jahren kann ein zunehmendes Interesse an Menstruation aus gesellschaftlicher, wissenschaftlicher wie aktivistisch-feministischer Seite ausgemacht werden, was auch in der gewachsenen Anzahl kulturwissenschaftlicher Abschlussarbeiten zum Ausdruck kommt. Als Beispiele nennt Stirenberg Lotte Vera Bauer und Franziska Wartenberg mit ihren Abschlussarbeiten. Wartenberg berichtete, dass ihr von ihrer Hochschule dringend vom Thema abgeraten wurde wegen «Unwissenschaftlichkeit, fehlender wissenschaftlicher Relevanz und bestehender wissenschaftlicher Tabus» (S. 20).

Stirenberg erläutert ihr Forschungsvorgehen, das sich ans Modell der *grounded theory* anlehnt. Sie reflektiert, dass es sich bei ihrer Arbeit über die Menstruation um eine interpretative Suche nach Zuschreibungen, die kulturell und sozial codiert sind, handelt.

Sie konzentriert ihre Forschung auf die «individuellen Menstruationserfahrungen und -strategien von volljährigen Menstruierenden» (S. 24). Sie schreibt, dass sie sich für eine «offene-situative Interviewführung» (S. 27) entschieden hat, gibt aber leider ihre freien Leitfragen nicht an.

Einen Einfluss auf ihre Forschung hatte die erste Welle der Corona-Pandemie, die die Erhebung des empirischen Materials in den virtuellen Raum verlegte. Zu ihren Interviewpartnerinnen gelangte sie über Facebook-Gruppen, die sich dem Thema widmen und die ihr als menstruierender Person offenstanden. Es zeigt sich, dass die gemeinsame Erfahrung des Menstruierens das Feld eröffnet. Insgesamt hat sie mit elf Frauen Videointerviews geführt, die alle Teil sind einer Facebook-Gruppe zu Menstruationstassen. Leider erfährt man beim Lesen nicht viel über das Alter der Frauen, die Zugehörigkeit zu einer Menstruationstassengruppe deutet aber eher auf jüngere Frauen hin.

Gerade in der Bezeichnung der Periode finden sich viele Euphemismen, die zwar ein Aussprechen des Nichtsagbaren ermöglichen, aber zugleich auch zur Aufrechterhaltung der Tabus rund um Menstruation dienen. Das gilt in noch stärkerem Mass für die verbreiteten negativen Ausdrücke. Die Bezeichnung von Binden und Tampons als Hygieneartikel verdeutlicht, dass in einer solchen Sichtweise die Menstruation etwas Unhygienisches ist, diese Verbindung kann auf eine lange Geschichte zurückblicken. Mit dem Aufkommen von Binden (1926) und Tampons (1950) wurde die Periode weniger sichtbar in der Öffentlichkeit, was gar für den halbprivaten Raum der Toilette

gilt. Die Tendenz, die Menstruation zu verheimlichen, führt zu verschiedenen Tricks und Kniffen, etwa wenn auf der Toilette die Geräusche des Auspackens des neuen Tampons durch ein Hüsteln übertüncht werden.

Mehrere der Befragten sprechen von der wiederkehrenden Angst vor dem unkontrollierten Verlust von Blut, das ihre Kleidung befleckt und so die Menstruation sichtbar macht. Hier findet sich also bei den Interviewten eine Gegenposition zur oftmals verkündeten Tendenz des *free bleeding*, das ganz auf Hygieneartikel verzichtet. So meidet ein Drittel der Interviewten das Tragen von heller Kleidung während ihrer Tage, um das «Risiko der sozialen Beschämung» (S. 49) zu minimieren. Diese Kontrolle beschränkt sich nicht nur auf die Oberkleidung, sondern fängt bei der Unterwäsche an, die älter, fester oder aus mehr Textil gefertigt ist als sonst.

Studien belegen, dass bis zu 80 Prozent der Menstruierenden während der Periode mit Schmerzen wie Bauchkrämpfen, Übelkeit, Rückenweh, Migräne etc. zu kämpfen haben. Diese Schmerzen können den Alltag praktisch verunmöglichen. Von der Gesellschaft kommen Signale, dass solche Schmerzen normal und zu erdulden sind, eine Einschätzung, die die befragten Frauen teilweise übernehmen. Einige der Interviewten sagen, dass sie nur der regelmässige Griff zu Schmerzmitteln den Alltag während der Menstruation ertragen lässt. Allgemein wünschen sich Stirenbergs Gesprächspartnerinnen «mehr gesellschaftliche Aufklärung über Menstruationsbeschwerden» (S. 79). Damit verbunden sind Sorgen, dass Frauen deswegen als weniger leistungsfähig angeschaut werden, dass

diese Betonung zur Diskriminierung der Frauen beiträgt. In ähnlichen Bahnen verläuft die Diskussion über das in Zürich angekündigte Projekt, wonach städtische Angestellte bei starken Periodenschmerzen bis zu fünf Tage am Arbeitsplatz fehlen dürfen.<sup>2</sup>

Die Periode wird oft als Privatsache, die niemanden etwas angeht und die nicht wahrgenommen werden soll, verstanden und entsprechend behandelt. Insbesondere gegenüber Männern wollen die Interviewten nicht über ihre Menstruation sprechen, da sie sich nicht ernst genommen fühlen. Sie berichten, dass eine Tendenz zur «Hysterisierung der Periode» (S. 80) stattfindet, wenn ihnen unterstellt wird, während der Periode biestig oder irrational zu sein.

Tabea Stirenberg hat eine interessante Untersuchung zum gegenwärtigen Umgang mit der Menstruation geschrieben. Persönlich hätte ich es hilfreich gefunden, wenn im Kapitel zum methodischen Vorgehen das Leitgerüst für die Interviews wie auch die gewählten Codes bei der Transkription der Interviews offengelegt worden wären. Da alle Frauen Teil einer Menstruationstassen-Facebook-Gruppe waren, die (noch) als alternativer Menstruationsartikel zu betrachten ist, bin ich mir nicht sicher, wie genau sich die Befunde auf die weibliche Gesamtbevölkerung ausweiten lassen. Dennoch bietet die Studie spannende Einblicke in gegenwärtige Verhandlungen über das Erleben der Menstruation.

MERET FEHLMANN

2 [www.nzz.ch/zuerich/zuerich-verwaltungss-angestellte-erhalten-neu-menstruationsurlaub-ld.1714938?reduced=true](http://www.nzz.ch/zuerich/zuerich-verwaltungss-angestellte-erhalten-neu-menstruationsurlaub-ld.1714938?reduced=true), 16. 1. 2023.

## Eingesandte Bücher

- Amlinger, Carolin und Oliver Nachtwey: Gekränkte Freiheit. Aspekte des liberalen Autoritarismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2022, 480 S.
- Bowry, Jaya: Ethnografische Erkundungen im Fussballstadion. Kulinarische Fanfreuden zwischen Genuss, Gemeinschaft, Gewissen und Gesundheit. Münster: Waxmann, 2022 (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/ Volkskunde, 24), 310 S.
- Delgado Rosa, Frederico und Han F. Vermeulen (Hg.): Ethnographers before Malinowski. Pioneers of Anthropological Fieldwork, 1870–1922. New York: Berghahn, 2022, 540 S., Ill.
- Giersberg, Bettina: Die Kunst der Imitation. Glarner Textildruck. Zürich: hier + jetzt, 2022, 147 S., Ill.
- Grossrieder, Beat: Schweizermacher für Anfänger. Ein Handbuch zur Einbürgerung. Zürich: Atlantis, 2022, 256 S.
- Hirschfelder, Gunther (Hg.): Wer bestimmt, was wir essen? Stuttgart: Kohlhammer, 2022, 188 S.
- Kania-Schütz, Monika und Simon Kotter (Hg.): Marosenlehen, Obersalzbergstrasse 66. Ein musealisierter Zwiefhof. Glentleiten: Freilichtmuseum Glentleiten, 2023 (Schriftenreihe des Freilichtmuseums Glentleiten, 36), 208 S., Ill.
- Künzler, Sibylle: Bewegte Topologien. Kulturwissenschaftliche Erkundungen augmentierter Räume. Diss. Universität Zürich 2022. Zürich: Chronos, 2023 (Kulturwissenschaftliche Technikforschung, 10), 376 S., Ill.
- Lange, Jan und Manuel Dietrich (Hg.): Stadt – Migration – Moral. Analysen zur lokalen Moralisierung der Migration. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 127). Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V., 2022, 264 S.
- Lindner, Rolf: In einer Welt von Fremden. Eine Anthropologie der Stadt. Berlin: Matthes & Seitz, 2022, 290 S.
- Maase, Kaspar: Schönes alltäglich erleben. Über die Ästhetisierung der Kultur. Bielefeld: transcript, 2022, 192 S.
- Mack, Konstantin: Hund müsste man sein. Kulturanthropologische Perspektiven auf Pup Play. (Würzburger Studien zur Europäischen Ethnologie, 12). Würzburg: Universität Würzburg, 2022, 77 S.
- Museum Oberschönenfeld (Hg.): Menschen in Schwaben und ihre Geschichten. Begleitheft zur Ausstellung vom 9. 10. 2022 bis 16. 4. 2023 im Museum Oberschönenfeld, Oberschönenfeld: Museum Oberschönenfeld (Kleine Schriften der Museen des Bezirks Schwaben, 10), 48 S., Ill.
- Rindlisbacher, Stefan: Lebensreform in der Schweiz (1850–1950). Vegetarisch essen, nackt baden und im Grünen wohnen. Frankfurt am Main: Peter Lang, 2022 (Zivilisationen und Geschichte, 72), 500 S.
- Simek, Rudolf: Dämonen, Teufel, Hexenglauben. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2023, 329 S., Ill.
- Wanner-JeanRichard, Anne: Stoffe für Afrika und das Ende der Druckerei Daniel Jenny & Cie in Ennenda. Edition Comptoir Blätter 20/21 (2023). Sent: Edition Comptoir Blätter, 2023, 119 S., Ill.

Stand, 28. Februar 2023

## **AutorInnen**

Sebastian Dümling, PD Dr., Universität Basel, Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie, Rheinsprung 9, CH-4051 Basel  
sebastian.duemling@unibas.ch, ORCID: 0000-0001-8160-6757

Moritz Ege, Prof. Dr., Universität Zürich, Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft – Populäre Kulturen, Affolternstrasse 56, CH-8050 Zürich  
moritz.ege@uzh.ch, ORCID: 0000-0002-5321-0488

Olivia Frigo-Charles, M. A., ZHAW Soziale Arbeit, Institut für Vielfalt und gesellschaftliche Teilhabe, Pfingstweidstrasse 96, CH-8037 Zürich  
olivia.frigo-charles@zhaw.ch, ORCID: 0000-0002-0051-8075

Stefan Groth, PD Dr., Universität Duisburg-Essen, Centre for Global Cooperation Research, Schifferstrasse 44, D-47059 Duisburg  
stefan.groth@uzh.ch, ORCID: 0000-0003-2022-8806

Hannah Kanz, M. A., Universität Freiburg, Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Maximilianstr. 15, D-79100 Freiburg  
hannah.kanz@kaee.uni-freiburg.de, ORCID: 0000-0003-0848-1489

Inga Wilke, M. A., Universität Freiburg, Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Maximilianstr. 15, D-79100 Freiburg  
inga.wilke@kaee.uni-freiburg.de, ORCID: 0000-0002-1827-8110

## Richtlinien für die AutorInnen

Die wissenschaftliche Zeitschrift Schweizerisches Archiv für Volkskunde (SAVk) veröffentlicht Originalarbeiten (Abhandlungen, Debatten, Forschungsberichte und Miscellen) zu volkskundlich-alltagskulturellen, kulturanthropologischen, regionaethnografischen und kulturwissenschaftlichen Themen und diesbezügliche Besprechungen über Neuerscheinungen. Die Abhandlungen erscheinen auf Deutsch, Französisch, Italienisch und Englisch und umfassen maximal 45 000 Zeichen (inklusive Leerzeichen und Abstract).

Originalarbeiten sind in digitalisierter Form an das Herausgeberteam Dr. Sabine Eggmann (sabine.eggmann@unibas.ch) und Ass.-Prof. PD Dr. Konrad J. Kuhn (konrad.kuhn@uibk.ac.at) einzureichen. Buchbesprechungen sind direkt an die Verantwortliche für die Rezensionen, Dr. Meret Fehlmann (fehlmann@isek.uzh.ch), einzureichen.

Richtlinien zur formalen Gestaltung der Beiträge finden sich unter [www.volkskunde.ch/sgv/publikationen/zeitschriften/schweizerisches-archiv-fuer-volkskunde](http://www.volkskunde.ch/sgv/publikationen/zeitschriften/schweizerisches-archiv-fuer-volkskunde).

Die Auswahl der Beiträge erfolgt durch das Herausgeberteam nach einem anonymisierten Begutachtungsverfahren (double-blind peer-review). Die Redaktionskommission sowie der wissenschaftliche Beirat des SAVk wirken an diesem Auswahl- und Begutachtungsverfahren mit.

## Instructions aux auteur-e-s

La revue scientifique Archives suisses des traditions populaires (ASTP) publie des travaux originaux (thèses scientifiques, débats, comptes rendus de recherche ou billets) sur des sujets du folklore et de la culture du quotidien, d'anthropologie culturelle, d'ethnographie régionale et des sciences de la culture ainsi que des critiques de parutions dans ces domaines. Les textes sont publiés en allemand, français, italien ou anglais et n'excèdent pas les 45 000 signes (espaces et abstracts inclus).

Les textes originaux sont à envoyer par mail à l'équipe éditoriale: Dr. Sabine Eggmann (sabine.eggmann@unibas.ch) et Ass.-Prof. PD Dr. Konrad J. Kuhn (konrad.kuhn@uibk.ac.at). Les comptes rendus de lecture sont à envoyer directement à la personne en charge des critiques, Dr. Meret Fehlmann (fehlmann@isek.uzh.ch).

Vous trouverez les instructions pour la mise en pages sous [www.volkskunde.ch/sgv/publikationen/zeitschriften/schweizerisches-archiv-fuer-volkskunde](http://www.volkskunde.ch/sgv/publikationen/zeitschriften/schweizerisches-archiv-fuer-volkskunde).

La sélection se fera par l'équipe éditoriale selon une évaluation anonyme (double évaluation anonyme par les pairs). Le comité de rédaction ainsi que le comité scientifique des ASTP participent à ce processus de sélection et d'évaluation.